3434.

E. 4. 236.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0002-8

# Der
# Geist Ottomars,
## oder
## Rudolph von Ruhburgs
## Prüfung und Lohn.

---

Altona
bey der Verlagsgesellschaft
1796.

UNIV.-U. LANDESBIBLIOTHEK * HALLE (SAALE)

Goe 580 (1)

L LIU 201

Der

# Geist Ottomars,

oder

## Rudolph von Ruhburgs

Prüfung und Lohn.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0008-2

# Vorrede.

Von zehn Geistergeschichten, die in unsern jezigen Tagen geschrieben werden, sind gewiß immer neune als Opfer zu betrachten, die von ihren Verfassern der Laune des leselustigen Publikums gebracht werden. — Es darf uns daher auch nicht wundern, wenn man das, was diesen Schriften an Geist mangelt, durch Geister ersetzen will. Das Publikum ist aber damit zufrieden; Verfasser und Verleger sind es auch — und was will man mehr? — Hat aber eine solche Geistergeschichte keinen andern Zweck, als durch eine Menge wunderbarer Vorfälle, und in den mehresten Fällen heißt

dies doch: solcher Handlungen, die weder Grund noch Verbindung haben die Aufmerksamkeit und Neugierde des Lasters zu reitzen, und seine Liebe zum Wunderbaren zu befriedigen, so betrachte ich sie auf alle Fälle, und wäre sie schön geschrieben wie Schillers Geisterseher, oder schlecht wie die Geisterromane der Herrn A. bis Z. — als ein Molochs-Opfer; nur mit dem Unterschiede, daß die Geistes-Kinder, welche diesem Götzen geopfert werden, nicht den Werth haben, als die Leibes-Kinder, die man ihm in alten Zeiten zu bringen pflegte. — Eine solche Geistergeschichte mag nun schreiben, wer sich dazu berufen oder — auf diese und jene Art gezwungen fühlt; — ich mag es nicht. Wer aber gerne Begriffe und Ideen unter einer Klasse von Menschen zu verbreiten gedenkt, die sich eben nicht auf eine ernsthafte Lecktüre einläßt, der muß sich schon bequemen sie

in

in einer beliebten Einkleidung vorzutragen. Jenes ist mein Zweck — und eine Geistergeschichte das Mittel, wodurch ich denselben zu erreichen suche. Geister — sowohl gute als böse — sind mir Bilder von Menschen, die im höchsten Grade das sind, was sie auf die eine oder die andere Art werden können. — Und so betrachte ich einen bösen Geist als das personificirte in uns wohnende böse Princip; und einen guten Geist als die ebenfalls personificirte menschliche Vernunft und Sittlichkeit. — Läßt man nun den guten Geist, durch den Einfluß des Bösen, zwar in seinen Handlungen eingeschränkt, aber in seinen Gesinnungen nicht überwältigt werden, so hat man, denke ich, die Geschichte eines vernünftigen, rechtschaffenen Menschen. — Das Wunderbare in einer solchen Geistergeschichte schreibt man denn billig auf die Gefälligkeit des Verfassers, gegen die, nicht immer in einem gebilde-

bildeten Geschmack gegründeten Forderungen der Leser — und bedenkt, daß das an sich Beste, unter gegebenen Umständen, oft dem minder Guten nachstehen müsse. — So viel zu meiner Entschuldigung für Leser, die etwa wegen der Herausgabe einer neuen Geistergeschichte, nach einer Entschuldigung fragen möchten.

---

Der

# Der
# Geist Ottomars,
## oder
## Rudolph von Ruhburgs
## Prüfung und Lohn.

---

### Erster Abschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0014-5

# Erster Abschnitt.

## I.

In einer der schönsten Gegenden Schwabens, am Ufer der Donau, sieht man noch jezt die Ruinen der Feste Ruhburg, welche vor einigen Jahrhunderten der Sitz der Grafen von Ruhburg war. Sie lebten, wie beinahe alle Ritter und Grafen in den damaligen Zeiten, in beständiger Fehde mit den benachbarten Edelleuten und Städten. Sie machten ihre Burg zur Niederlage des geraubten Gutes und verschwendeten, gleich größern Regenten in spätern Zeiten ihren Raub bei üppigen Gastmählern, im Kreise ihrer Helfershelfer, in den Armen schändlicher Buhlerinnen, und in Gesellschaft heuchlerischer Pfaffen, die ihren für den freyen Mit-

genuß

genuß ihrer Beute, leicht Vergebung ihrer Sünden ankündigten. — Endlich erbte Graf Albrecht von Rubburg, das Schloß Rubburg von seinem Vater. Aber nur die Aehnlichkeit des Namens, und weiter nichts hatte Graf Albrecht mit seinen Vorfahren gemein. — Schon als Knabe ergötzte ihn der Anblick einer beblümten Wiese, oder eines frischbelaubten Waldes, oder der auf- und niedergehenden Sonne mehr, als der Anblick des reichsten Raubes mit unschuldigem Blute erkauft. Lieber lieh er sein Ohr dem melancholischen Gesange der Nachtigall, als dem Gerassel der Waffen; und froher schlug sein Herz auf einem fruchtreichen Felde, als auf dem mit Menschen bedeckten Platze, auf welchem sein Vater einen Sieg erkämpft hatte. — Mit seinen Jahren wuchs auch sein Gefühl an den Freuden der Natur, an der Beobachtung guter Menschen, die er aber leider! nur sehr selten zu sehen Gelegenheit hatte. — Je weniger sein Vater von diesen Gefühlen — die nur das Eigenthum schöner Seelen sind, — äußerte; je grausamer und rachsüchtiger er gegen seine Feinde, je kälter er gegen seine Freunde war; desto mehr Nahrung fanden die Empfindungen des Mitleids und der Menschenliebe in der Brust Albrechts. — Nur durfte er sie

vor seinem Vater nicht merken lassen, dessen unversöhnlichen Haß er sich sonst zugezogen hätte; und seine Mutter, die eine eben so gute, sanfte Seele gehabt hatte, als Albrecht besaß, war ihm schon in seiner frühen Kindheit entrissen. — Gram über die Fühllosigkeit und Härte ihres Gemahls hatte sie ins Grab gebracht. — Endlich — da Albrecht noch ein Jüngling war — riß plötzlich ein Schlagfluß seinen Vater bei einem Feste, das er wegen der hinterlistigen, von ihm veranstalteten Ermordung seines Feindes des Ritters Moritz des Biderherzigen feyerte, in den Armen seiner Buhlerin hin. — Albrecht ward nun Herr des Schlosses Ruhsburg und aller dazu gehörigen großen Ländereyen. Er entsagte allen Fehden, und da seine Macht groß war, ließ man ihn in Ruhe. In den Armen seiner Gemahlin Luitegarde, die gleich ihm ein gutes und für den Genuß aller feinern Freuden offnes Herz hatte, verlebte er viele Jahre in Frieden und ungestörten häuslichem Glücke. — Luitegarde gebar ihm einen Sohn — den Helden unserer Geschichte, Rudolph und eine Tochter, mit Namen Ildegerte. — Die Ausbildung dieser Kinder war nun Albrechts und seiner Gattin vornehmstes Geschäfte, und die allmählige Entwick-

wicklung ihrer Geistes-Fähigkeiten und ihrer Tugenden, ihre größte Freude und Belohnung. — Ottomar, der Seelsorger der gräflichen Familie, ein vernünftiger und rechtschaffener Mann der in seinen jüngern Jahren viel Gelegenheit gehabt hatte, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, und diese Gelegenheit auch trefflich genuzt hatte, aber seiner unüberwindlichen Rechtschaffenheit wegen, nie sein Glück bei den Mächtigen und Großen machen konnte, war ihr einziger Freund, und ihr treuer Rathgeber und Gehülfe in Erziehung ihrer Kinder. — So lebten sie, weil sie sich kannten, mit sich selbst, und weil sie sie nicht kannten, auch mit den übrigen Menschen zufrieden. — Nichts fehlte ihrem Glücke als Dauer, aber, leider! diese sollte ihnen nicht werden. —

Einst überfiel ein benachbarter Ritter, der böse Seyfried mit seinen Leuten einige von Albrechts Unterthanen, als sie die Früchte ihrer Aecker und ihres Fleißes nach einer naheliegenden Stadt führten. Er beraubte und mißhandelte sie. Sie kamen und klagten ihr Unglück Albrechten, und dieser — welcher seine Unterthanen als Vater liebte, und auch von ihnen als ein solcher geehrt und geliebt wurde — ließ sogleich von Seyfrieden das geraubte

Gut

Gut zurückfordern. — Dieser aber empfing seinen Boten mit Hohn und Spott und ließ Albrechten sagen: Er möchte es selbst von ihm hohlen, wenn er dazu Lust hätte. Albrecht hätte ihm nun zwar den Hohn und Spott über seinen Boten und ihn selbst vergeben; aber seinen Unterthanen, deren Beschützer zu seyn er versprochen hatte, konnte er kein Unrecht ungestraft zufügen lassen. Er rief daher alle seine streitbaren Knechte zusammen, und zog mit ihnen vor das Schloß des adelichen Räubers. Dieser, welcher wußte, daß Albrecht und seine Leute ungeübte Streiter waren, kam ihnen von seinen Knechten begleitet, mit trotziger Miene, begierig nach neuem Raube, entgegen. — Aber das Bewußtseyn ihrer gerechten Sache gab Albrechten und seinen Mitstreitern Muth und Stärke. Sie fochten herzhaft, zerstreuten des Ritters Gehülfen, und nahmen ihn selbst gefangen. Albrecht, in dessen Herzen kein Funke von Rache glimmte, ließ den Räuber wieder frey, als er ihm Ersatz für das, seinen Unterthanen geraubte Gut versprochen und gegeben hatte, und kehrte vergnügt in die Arme seiner besorgten Luitegarde, seiner ihn sehnlich erwartenden Kinder und seines Freundes Ottomar zurück.

Aber

Aber Beschämung und Rache kochten in dem Herzen des stolzen und nun so gedemüthigten Räubers. Er konnte es nicht vergessen von Albrechten besiegt worden zu seyn, der vorher nie einen Tropfen Bluts vergossen. — Mit verstärkten Flammen loderte sein Haß gegen Albrecht und sein Neid über das Glück desselben auf; und ernsthaft war er darauf bedacht es zu zerstören. Aber bei der Erinnerung an die letzte Niederlage, war ihm vor einem ähnlichen Schicksale bange. Er getraute sich also nicht, ohne fremde Hülfe, und wenn dieser des Angrifs gewärtig wäre, Albrechten anzugreifen. Aber heimlich über ihn herzufallen, und ihn, ohne sich selbst in Gefahr zu setzen, zu überwinden und zu berauben; das war sein innigster Wunsch. Er machte daher seinen Vorsatz Matthias dem Wilden und Sebastian dem Grausamen bekannt, und diese traten mit Freuden, zu einem Ueberfall Albrechts mit Seyfried in Verbindung.

Sie setzten sich in Verfassung täglich ihr Bubenstück ausführen zu können, und ließen es nicht an Kundschaftern fehlen, die ihnen über alles, was in Albrechts Schlosse vorfiel, die genaueste Nachricht ertheilen mußten. Einst erfuhren

führen sie, daß Albrecht künftigen Morgen in Geschäften auf eines seiner benachbarten Güter reisen würde, zu welchem der Weg durch einen dicken von der Landstraße entlegenen Wald führte. Und auf diese Nachricht bauten sie einen teuflischen Plan zur Zerstörung des Glücks Albrechts. — Mathias und Sebastian sollten mit einem Theil der zusammengebrachten Leute im Walde über Albrechten herfallen, wenn er sich dessen am wenigsten versehen würde; und Seyfried selbst wollte unterdessen ins Schloß Ruhburg eindringen, und sich der zurückgelassenen Personen und der Güter des Grafen bemächtigen. Dieser Entwurf wurde mit einem Glücke begleitet, wie es auch noch wohl in unsern Tagen bei Ausführung von räuberischen Plänen und anderer Abscheulichkeiten zu geschehen pflegt. — Albrecht war kaum einige hundert Schritte von seinem Schlosse entfernt, als ihn der Reiz des angebrochenen Tages einlud, sich den schönen Empfindungen seines gefühlvollen Herzens ganz zu überlassen. Er schickte also seine Begleiter voraus, um ungestöhrt seinen Gefühlen und Gedanken nachhängen zu können. Seine Feinde beobachteten dies alles mit der größten Genauigkeit. Sie verfolgten Albrechten unbemerkt so lange, bis seine Begleiter weit genug

nug entfernt waren, um nicht zu sehen, was hinter ihnen vorgieng. Und nun näherten sie sich ihm allmählig, fielen über ihn her, und hatten sich seiner — der, da er sie nie beleidigt, auch keinen Argwohn wider sie hegte — bemächtigt, ehe er zu Lanze und Schwerd greifen und sich zur Gegenwehr bereit halten konnte. Sogleich wurde, verabredetermaaßen, in der größten Eile, ein Bote an Seyfrieden abgeschickt, um ihn von der glücklichen Ausführung ihres Bubenstücks zu benachrichtigen. Dieser brach nun aus seinem Hinterhalte in die Veste Ruhburg, und da Albrecht, entfernt von allem Mißtrauen gegen andere, nie seine Burg gegen einen unversehenen Ueberfall gesichert hatte, war es ihm und seinem zahlreichen bewafneten Gefolge ein leichtes, sich des Schlosses und aller darin befindlichen Personen und Sachen zu bemächtigen. Alle, die ihm vorkamen, mußten sich ihm als Gefangne ergeben. Nur Ottomar und sein geliebter Zögling Rudolph entgiengen dem allgemeinen Unglück, welches über die ganze Familie Albrechts eindrang. Beide waren eben in einem benachbarten Gehölze, sich der Schönheit des Morgens zu erfreuen, und Ottomar war eben bemüht, seinem Rudolph die Pflicht einzuschärfen, einst, in seinem Wirkungs-

kungskreise, eben so viel zur sittlichen Schönheit der Welt beizutragen, als der Urheber der Natur, die ganze Schöpfung mit physischer Schönheit ausgeschmückt habe — als ein entflohener Knappe Albrechts ihm meldete, was im Schlosse vorgieng. Sie fanden es nun nicht für rathsam, dahin zurück zu kehren, sondern waren, da sie doch nichts mehr helfen konnten, auf ihre eigene Sicherheit bedacht. Sie flohen aufs eiligste, ihr eigenes und noch mehr das Schicksal der zurückgelassenen geliebten Personen beklagend, in die Mitte des Waldes, wo sie sich in den dicksten Gebüschen desselben am sichersten glaubten, wenn sie etwa von den Feinden ihres Vaters und Freundes aufgesucht werden sollten. So irrten sie einige Tage herum, ohne etwas von dem Schicksal des Grafen und seiner Familie zu erfahren. Endlich sahen sie sich genöthiget, diese gefährliche Gegend zu verlassen. — Ottomar war hier überall sehr genau bekannt, er vermied also auf der Flucht alle Landstraßen, und zog sich mit seinem Rudolph durch viele Nebenwege, bis auf einen abgelegenen Ort des Alpgebürges. — Hier bereiteten sie sich eine geräumige Höhle zur Wohnung und nahmen sich vor, so lange zu bleiben, bis sie ihre jezige traurige Lage mit einer bessern vertau-

schen könnten. — Wir müssen sie jezt schon in ihre Einsamkeit begleiten, bis uns vielleicht die Zukunft ein mehreres, und wie wir wünschen und hoffen, etwas erfreulichers von dem Schicksal des Grafen Albrecht und seiner Familie bekannt machen wird.

II.

Ottomar war nun vor allen Dingen darauf bedacht, seine und vornemlich seines Rudolphs äußere Lage so erträglich zu machen, als es in gegenwärtigen Umständen möglich war. Sein Ordenskleid war ein Hauptmittel dies zu bewerkstelligen. — Wohin er in demselben kam, und sich als Ordensgeistlichen und Eremiten zugleich ankündigte, erhielt er etwas, das zur Befriedigung ihrer beiderseitigen nothwendigsten Bedürfnisse unentbehrlich war. So sehr er sonst seinen Ordenshabit mit dem größten Widerwillen angesehen, weil es ihm an so manche versäumte, in seinem Stande nicht zu erfüllende Pflicht gegen seine Nebenmenschen erinnerte, so betrachtete er es jezt zum ersten Male mit innigem Vergnügen, weil er durch dasselbe in den Stand gesetzt wurde, für die Erhaltung eines hoffnungsvollen Knaben zu sorgen, zu welcher ihn Menschenliebe und Dankbarkeit gegen Albrecht,

brecht, seinen Freund und Wohlthäter gleich stark verbanden.

Ottomar unterließ es auch nicht, sich von Zeit zu Zeit zu erkundigen, wie es mit dem Grafen Albrecht und seiner Familie und dem Schlosse Ruhburg stände; aber alle Nachrichten die er darüber einzog, waren so niederschlagend, daß er sich nicht getraute, sie seinem Rudolph mitzutheilen, um dessen Schmerz über das Schicksal seiner geliebten Eltern und seiner geliebten Schwester nicht zu vermehren. — Noch immer waren Albrecht, Luitegarde und Ildegerte in der Gefangenschaft ihrer Feinde, oder wohl gar von ihnen an die Seite geschaft. Denn etwas Bestimmtes hierüber konnte Ottomar nicht erfahren. Und die Veste Ruhburg war jezt von Seyfrieden und seinen Helfershelfern zum Schauplatz ihrer Gelage, und zum Sammelplatz ihrer geraubten Güter gewählt worden. Seyfried hatte sich auch anfänglich Mühe gegeben, Ottomarn und Rudolph in seine Gewalt zu bekommen; da er aber nichts von ihnen erfuhr, und von beiden — wie er glaubte — auch nichts zu fürchten hatte, so stellte er bald seine Nachforschungen ein.

Allmählig gewöhnten sich nun Ottomar und Rudolph an die Beschwerden ihrer neuen Lebensart. Auch fanden sie bald Mittel aus, diese Beschwerden nach und nach zu verringern. Je länger sie sich in ihrer Höhle und der umliegenden Gegend aufhielten, desto leichter wurde es ihnen, für ihren Unterhalt zu sorgen, der nicht nach den Bedürfnissen der Verwöhnung oder der Mode, sondern einzig und allein nach den Bedürfnissen der Natur — und diese ist ja mit wenigem zufrieden — abgemessen war. Sie bepflanzten das Stück Land, das um ihre Höhle lag, mit allerlei zur Nahrung dienlichen Gewächsen, und das Wasser einer nahen Quelle verschafte ihnen ein Mittel, ihren Durst zu löschen. — Ihre Höhle wurde zu einem immer sichern Zufluchtsorte bei den Unannehmlichkeiten der Witterung, und selbst zum Genusse einer größern Bequemlichkeit eingerichtet. — Arbeit, frugale Lebensart, und der Aufenthalt in freier Luft, stählten ihre Nerven, erhielten sie gesund und ließen sie die äußern Unannehmlichkeiten weniger empfinden. Ihre Pflanzungen und Wohnung umzäunten sie, um beide für den Besuch wilder Thiere zu sichern, die sich in ihrer Nachbarschaft aufhielten. Und ihre übrigen kleinen Bedürfnisse befriedigten sie von dem Gewinn,

den

den sie aus dem Verkauf allerlei hölzerner Sachen zogen, in deren Verfertigung Ottomar eine große Geschicklichkeit besaß, und welche auch Rudolph bald erlangte. Denn von Allmosen zu leben, so lange man noch durch Thätigkeit sein Leben erhalten kann, hielt Ottomar für unrecht. So fehlte es ihnen nicht an Arbeit, welche immer das beste Mittel wider die Langeweile bleibt, der sie sonst in ihren Umständen gewiß recht sehr wären ausgesetzt gewesen. Freilich blieb ihnen auch noch manche müßige Stunde übrig. Aber auch diese wurde nicht unnütz und in gänzlicher Unthätigkeit verschwendet. Theils wandten sie dieselbe zu gemeinschaftlichen Spatziergängen an, auf welchen Ottomar seinen Rudolph, die nicht gemeinen Kentnisse — wenigstens für die damaligen Zeiten — die er von den Kräutern und ihren Heilkräften besaß, mittheilte. Theils unterredeten sie sich von Gegenständen, die jedem gutgesinnten und denkenden Menschen wichtig sind, von der Liebe des Urhebers und Regierers des Weltalls, von der Bestimmung des Menschen, von seinen Pflichten, von seiner Hoffnung auf Unsterblichkeit und dergleichen. Und da Ottomar selbst ein gutgesinnter und denkender Mann war, und hier durch keine Vorschriften und keinen Eid gezwungen

gen war, wider seine Ueberzeugung zu reden, so läßt sich leicht denken, wie vernünftig diese Unterredungen ausgefallen seyn müssen. — Und da Rudolph auch viel Verstand und eine große Achtung für Sittlichkeit zeigte, so nutzte Ottomar mit Freuden diese Gelegenheit, die Liebe für die Tugend in dem Herzen seines Zöglings zu befestigen, und ihm eine Anleitung zu geben, wie er sie, wenn er einmal ins geschäftige Leben treten würde, erhalten, und in den mannigfaltigen Lagen, in die er vielleicht gerathen möchte, anwenden könnte. Er theilte ihm auch zugleich eine Menge aus der Erfahrung gezogener Klugheitsregeln mit, die ihm zur Begründung und Erhaltung seines Glücks dienen, und ihn für seine Nebenmenschen nützlicher machen sollten.

Und so gefiel es endlich Rudolphen in seiner jetzigen Lage recht wohl, da die Eindrücke von einem bessern Schicksale, die er in den Jahren der Kindheit erlangt hatte, nach und nach ihre Kraft verlohren, und durch die neuern Eindrücke verdrängt wurden. Ottomar wußte freilich das Glück des Umganges mit guten Menschen zu sehr zu schätzen, als daß er sich nicht oft in den Kreis seiner Freunde ins Schloß Ruhburg hätte zurück wünschen sollen. Allein Liebe für seinen Rudolph, und die anscheinende Unmög-

möglichkeit, seinen Wunsch je erfüllt zu sehen, hielten ihn ab, denselben je laut werden zu lassen. Sie bewogen ihn vielmehr, denselben zu unterdrücken.

III.

Rudolph war ein Knabe von zwölf Jahren, und Ottomar über sechszig, als sie sich auf eine so traurige Weise von Ruhburg entfernen mußten. Jezt — denn sechs Jahre schon hatte ihr Aufenthalt auf dem Abgebürge gedauert — war der erstere zu einem schönen, starken, an Leib und Seele gesunden Jünglinge herangewachsen; lezterer aber dem Alter nahe, welches das höchste des menschlichen Lebens zu seyn pflegte. — Von Seiten beider läßt sich also eine baldige Veränderung ihres jetzigen Zustandes erwarten. Rudolph empfand es jezt weit mehr, als vor einigen Jahren — ohne selbst recht genau zu wissen, woher diese Empfindung entstand, und wohin sie wirken sollte — daß er wohl nicht bestimmt seyn könnte, sein ganzes Leben in seiner jetzigen Einsamkeit zuzubringen. Unbekannte Gefühle und Ahndungen, die er sonst nie bemerkt hatte, bemächtigten sich seiner. Er äußerte also oft den Wunsch, sich bald in eine größere Thätigkeit, und — obgleich er Ottomarn herzlich liebte und sich

bei

bei ihm recht wohl befand — in den Umgang mit mehreren Menschen versetzt zu sehen. Ottomar hingegen, wie wohl er durch Thätigkeit und Mäßigkeit seinen Körper gesund zu erhalten gesucht hatte, fand doch, daß derselbe durch so manche angreifende Empfindung, durch seine herzliche Theilnahme an dem Unglücke anderer, durch die Betrübniß über so manche vereitelte Pläne, die er zu seinem eigenen und zum Wohl anderer entworfen hatte, und besonders durch den Kummer über das Schicksal seines Freundes Albrecht, merklich an Kräften geschwächt und vielleicht bald seiner gänzlichen Auflösung nahe sey. So sehr er auch für sein Theil — gleich jedem Menschen, der das Puppenspiel der Menschen einige Jahre mit Ernst betrachtet, und sich eines bessern würdig fühlt, als mit sich spielen zu lassen, und selbst mit zu spielen — sich nach diesem Zeitpunkte sehnte, so besorgt war er doch, wenn er auf das darauf folgende Schicksal Rudolphs dachte. Wer erkennt hierin nicht eine weise Einrichtung unserer Natur, die auf die Erhaltung unsers Lebens abzweckt! Wie mancher würde sich dasselbe abkürzen, hätte er blos für sich selbst zu sorgen, aber wer wird auch nicht auf die Verlängerung desselben bedacht seyn, wenn

ihm

ihm das Wohl einer geliebten Person am Herzen liegt.

Ich bitte meine Leser wegen dieser ernsthaften Anmerkung um Verzeihung, da ich weiß, daß den mehresten mit dergleichen nicht gedient sey. Ich verspreche auch für die Zukunft Besserung.

Je näher sich nun Ottomar dem Augenblicke der Trennung fühlte, destomehr suchte er auch seinen Rudolph darauf vorzubereiten. Gerne setzte ich den Gehalt aller Unterredungen zwischen Ottomar und Rudolph hieher, die darauf Bezug hatten; allein ich wollte doch gerne meine Leser, die bisher an meiner Erzählung Unterhaltung fanden, bis ans Ende behalten. Ich übergehe sie also, und bitte mir blos die Erlaubniß aus, die letzte mittheilen zu dürfen. Und wird sie gleich für die meisten nicht so amüsant seyn, als die Beschreibung eines Zweikampfes, eines Turniers, eines Saufgelages und dergleichen, womit unsere heutigen Ritter- und Geisterromane angefüllt zu seyn pflegen, so wird sie doch der Abwechselung wegen einigen nicht ganz unangenehm seyn, sie werden mit desto größerem Vergnügen zu ihrer gewohnten Lieblingsunterhaltung zurückkehren.

An

An einem heitern Frühlingsabende hatten Ottomar und Rudolph, durchdrungen vom Gefühle der Schönheit der Schöpfung, sich eine lange Zeit schweigend ihren Empfindungen überlassen, bis endlich Ottomar diese Stille unterbrach und ausrief:

Wie schön, wie heiter sie untergeht, die Sonne! Möchte mein nahes Ende doch auch so ruhig, so heiter seyn! Denn bald, mein lieber Sohn — (als Vater und Sohn hatten sich beide während ihres einsiedlerischen Lebens angesehn und betragen) — ich fühle es, werde ich dir nicht mehr seyn können, was ich bis jezt für dich war; bald vielleicht trennt mich der Tod auf immer von dir.

Rudolph. O mein Vater, möchtest du mich doch nie verlassen! Möchtest du mir doch bis an meinen letzten Augenblick Vater, Freund, Lehrer und Rathgeber seyn!

Ottomar. Wünsche dies nicht, mein Sohn. Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, sich beständig leiten und führen zu lassen. Wenn er das werden soll, was er werden kann — und darnach zu streben, muß seine vornehmste Sorge

seyn

seyn — so muß er sich auch selbst leiten und führen können. Und er kann es auch, wenn er nur stets auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens merkt; wenn er ihren oft leisen Rufe nur nicht bei der lautern Stimme der eigenen Sinnlichkeit und der Verführung anderer überhört.

Rudolph. Nie, mein Vater, nie will ich dies thun. Solltest du auch von mir getrennt werden, immer sollen mir doch deine Lehren, deine Vorschriften heilig seyn. — Und um aller Versuchung, sie zu übertreten, zu entgehen, will ich, wie bisher, entfernt von Menschen leben.

Ottomar. Das mußt du nicht thun. Wie könntest du in dieser Einsamkeit, in dieser Entfernung von andern Menschen die Pflichten erfüllen, die du ihnen schuldig bist? Wie könntest du des Besitzes der Tugend gewiß seyn, wie könntest du dich desselben erfreuen, wenn es dir an Gelegenheit fehlt, sie zu üben? Wenn du nicht aus Erfahrung weißt, daß sie stark genug sey, auch den größten Reizungen zum Laster zu widerstehen?

Rudolph. Wenn es aber so nothwendig ist unter Menschen zu leben, um gut zu seyn, warum lebten wir denn so lange entfernt von ihnen?

Ottomar. In unserer Lage war dies nothwendig. Hätten wir uns früher unter die Menschen gemacht, so wären wir wahrscheinlich an die Feinde deines Vaters verrathen worden. Wir hätten vermuthlich unser Leben und mit ihm auch die Gelegenheit, Tugend zu üben, verlohren. Sollten wir aber länger zusammen leben, so müßen wir diese Einöde verlassen. Denn vermuthlich ist die Gefahr für uns nicht mehr so groß, als ehemals, auch bist du jezt schon fähiger, dich derselben zu entziehen, und geschickter, deine Pflichten gegen deine Nebenmenschen zu erfüllen. — Und sterbe ich, wie ich vermuthe, bald — so mußt du diese Einsamkeit verlassen.

Rudolph. Aber, mein Vater, wem soll, wem kann ich nützen, wenn ich mich auch wieder unter die Menschen begebe?

Ottomar. Dir selbst — und durch deine Kräfte, deine Belehrung und dein Beispiel auch tausend andern. Du würdest das Glück des Lebens

bens nicht halb genüssen, wenn du beständig in dieser Einöde bleiben wolltest. Zwar kann ich dir nicht lauter Glück in der menschlichen Gesellschaft versprechen; oft werden sie dir vielmehr hinderlich seyn, ein gewünschtes Glück zu besitzen; und oft werden sie es dir, wenn du es schon besitzest, wieder rauben. Die Falschheit, der Betrug, die Treulosigkeit, gemißbrauchte Macht und Einsichten, und jedes andere Laster, welches du unter den Menschen häufiger, als du es dir vorstellen kannst, antreffen wirst, werden dir oft die schönsten Freuden verbittern, dein Herz mit Unwillen und Betrübniß erfüllen, und —

Rudolph. O! wenn mich unter den Menschen so viel Unglück treffen kann, so laß mich lieber hier ein geringeres, aber gewisseres Glück genüssen.

Ottomar. Ich habe es dir schon gesagt, daß es unsere Pflicht ist, andern mit unsern Kräften und Fähigkeiten zu dienen. Und wo die Pflicht ruft, da müssen wir nicht unsere Neigungen anhören; da müssen wir auch im Stande seyn, unser Glück aufzuopfern; oder unsere Rechtschaffenheit ist nur Schein und Täuschung und Einbildung. — Und dann, mein Sohn,

glaube

glaube auch nicht, daß lauter Unglück dein Loos seyn wird. So böse auch die Welt ist, oder eigentlich: so böse die Menschen in der Welt sind, so sehen sie sich doch oft gezwungen, um ihres eignen Bestens willen, unser Glück zu befördern, oder es doch wenigstens nicht zu stören. — Es giebt aber auch gewiß noch gute, liebevolle Seelen, die nichts so sehr freut, als andere glücklich zu machen. Und auch du, ich wünsche und hoffe es gewiß, wirst eine solche finden; du wirst dich mit ihr als Gatte verbinden; du wirst dich selbst glücklich schätzen, wenn du Gelegenheit haben wirst, ihr Glück zu befördern; du wirst als Vater deiner Kinder das Vergnügen haben, sie zu nützlichen, rechtschaffenen Menschen zu erziehen, und durch sie der Welt Beispiele aufstellen, daß es auch in einem verderbten Zeitalter — und dies ist leider! das unsrige! — möglich sey, gut zu seyn und gut zu bleiben. Du wirst dann gewiß durch deine und ihre Bemühung etwas dazu beitragen, dies Verderben zu verringern, und in deinem Kreise, nach deinen Kräften bewirken, daß die Menschen sich der Vollkommenheit nähern, zu welcher sie bestimmt sind, und welche sie auch erreichen können, wenn sie nie ihrer Pflicht ungetreu werden.

Rudolph. Gerne, mein Vater, gerne will ich diesen Aufenthalt verlassen, wenn ich dies zu bewirken im Stande wäre, und sollt ich für mich selbst auch wenig Freuden zu erwarten haben.

Ottomar. Außer der allgemeinen Verbindlichkeit, der menschlichen Gesellschaft zu nützen, hast du auch noch eine besondere, lieber Rudolph. Vielleicht leben deine Eltern und deine Schwester noch. Vielleicht schmachten sie, aller menschlichen Gesellschaft beraubt, in schrecklichen Gefängnissen eingeschlossen, unter der Macht ihrer Feinde, und harren vergebens eines gütigen Retters. (Ottomar hatte erst kürzlich erfahren, daß es sich wirklich so verhielte.) Deine Pflicht ist es, sie zu befreien, und ihnen wieder den Genuß froher Tage zu verschaffen.

Rudolph. O mein Vater, welche Bilder stellst du mir vor! Nichts in der ganzen Welt, nichts soll mich abhalten, wofern sie noch leben, der Retter meiner geliebten Eltern, meiner geliebten Ildegerte zu seyn. — Schändlich wäre es, wenn ich hier in Unthätigkeit meine Tage verleben sollte, unterdeß meine Eltern und meine Schwester, im schrecklichsten Unglücke, eines

nes Befreiers harren. Ich will, ich werde, ich muß dieser Befreier seyn.

Ottomar. Recht so, mein Sohn! — So wünschte und glaubte ich dich zu finden. Und herzlich freue ich mich deines Eifers, deiner Vorsätze, deren Ausführung dir heilige Pflicht ist. Es würde die größte Freude für mich seyn, die ich noch zu hoffen habe, wenn ich den glücklichen Erfolg deiner Bemühungen erleben sollte. — Versprich es mir, nach drei Tagen diesen Aufenthalt zu verlassen, und das große Werk zu beginnen, zu welchem du bestimmt zu seyn scheinst.

Rudolph. Ich verspreche, ich schwöre es dir!

Ottomar. Gut mein Sohn. — Ich habe auch, in der Hoffnung, mich in dir nicht zu irren, schon alles für deinen Eintritt unter die Menschen besorgt. Bei dem Pfarrer des Dorfs, das am Fuße dieses Berges liegt, wirst du alles finden, was du brauchst, um deinem Stande gemäß zu erscheinen. Er ist ein rechtschaffener Mann; auch sein Rath wird dir nützlich werden. Folge ihm, wie du mir bis jezt folgtest.

Rudolph. Alles, mein Vater, alles will ich thun, kann ich nur der Retter der geliebten Meinigen werden.

Ottomar. Gewiß kann ich dir es freilich nicht versprechen; aber wenn sie noch leben, so hoffe ich, du wirst es seyn. — Jezt, mein Sohn, wollen wir uns zur Ruhe begeben. Die Freude über dich, die Vorstellung des glücklichen Erfolgs deiner Bemühungen hat mich so angegriffen, daß ich mich der Erhohlung sehr bedürftig fühle.

Und so begaben sie sich zur Ruhe. Ottomar schlief bald und heiter ein. Aber in Rudolphs Augen kam bis nach Mitternacht kein Schlaf. Selbst sein Schlummer in den übrigen Stunden der Nacht wurde immer von Träumen begleitet, in welchen er bald seine geliebte Familie in den Händen ihrer Feinde erblickte, bald mit diesen Feinden um ihre Befreiung kämpfte, und bald sie befreit, mit Innigkeit in seine Arme schloß.

Mit Anbruch des Tages verließ er sein Lager und eilte zu Ottomar's Lager hin; aber — dieser fühlte sich so entkräftet, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Heiter, aber mit schwacher Stimme sprach er:

Was ich gestern ahndete, wird gewiß noch heute erfüllt. Ich scheide von dir.

Rudolph zerfloß in Thränen.

Ottomar. Weine nicht, mein Sohn, daß ich dich verlasse. Lange hätte es ohnehin nicht mehr mit mir gedauert. Ich freue mich nur, so lange gelebt zu haben, daß ich dich im Stande sehe, dir selbst zu helfen. — Für mich ist der Tod ein Glück, wie für dich das Leben. Meine Zeit, nützlich zu seyn, hat aufgehört, aber für dich wird sie erst anfangen. — Ich verlasse diese Welt mit Freuden, da mich mein Schöpfer in eine andere ruft. — Freudig werde ich vor ihn treten, da ich mich stets bestrebt habe, seinem Willen gemäß zu leben. — Meine Schwachheiten wird mir seine Güte verzeihn.

Rudolph. O laß uns ihn bitten, daß er dein Leben verlängre!

Ottomar. Nein, lieber Rudolph! Gott thut gewiß auch ohne unser Bitten was uns gut ist. Er muß es ja weit besser verstehn als wir. Und sollten wir nach so vielen Beweisen seiner Güte, nicht so viel Vertrauen auf ihn se-

ben, daß er uns auch ohne unser Bitten das geben werde, was unnützlich ist? —

Rudolph. Wie lieb aber, bester Vater! würde es mir seyn, mich noch länger deiner Führung zu überlassen?

Ottomar. Ich glaube es, und danke dir für deine Liebe! — Ja! auch sterbend danke ich dir für deine Aufmerksamkeit, für dein Nachdenken bei meinen Belehrungen, für die Folgsamkeit, mit der du — so viel es sich bis jezt thun ließ, meine Vorschriften befolgtest.

Rudolph. Auch mein ganzes künftiges Leben hindurch soll mir nichts wichtiger, nichts heiliger seyn, als dies.

Ottomar. Ich wünsche, ich glaube es! Weiche nie von dem Wege der Rechtschaffenheit! — Laß dich weder von den Reitzungen des Glücks, noch den Drohungen des Unglücks von demselben abführen. — Sey nie unachtsam auf die Stimme deiner Vernunft! Sie wird dir stets die sicherste Führerin seyn! — Du wirst jezt bald in einen neuen Wirkungskreis kommen; du wirst mit Menschen von allerlei Gattung in Verbindung

treten. — Sey vorsichtig in deinen Urtheilen über sie, und in deinem Betragen gegen sie. — Laß dich nie den ersten Schein blenden! — Traue am wenigsten denen, die es vorzüglich darauf anlegen, Frömmigkeit und Tugend sehen zu lassen, und davon zu reden — sie haben dieselbe gewöhnlich nur im Munde. — Stelle dir überhaupt die Menschen nicht so gut vor, als sie zu scheinen bemüht seyn werden; du würdest sie sonst bei näherer Kenntniß verachten, und wenig oder nichts für sie thun wollen. — Stelle sie dir aber auch nicht so böse vor, daß keine Besserung von ihnen zu hoffen sey. — Sie fehlen freylich alle; die mehresten aber aus Irrthum und Vorsatz; einige sogar, weil sie ihre Fehler für Tugend halten. Habe daher Nachsicht mit ihnen! Nur laß dich nicht zu gleichen Fehlern verleiten. — Meine schwindenden Kräfte erlauben es mir jezt nicht mehr, dir alle die Vorschriften, deren Befolgung dir künftig nöthig seyn wird, vorzuhalten. — Ich habe sie dir aber sonst schon gegeben. Rufe sie in dein Gedächtniß zurück, und unterlasse nie ihre Anwendung. — Denke oft in ruhigen Stunden daran, damit du sie auch in den Augenblicken der Leidenschaft befolgen könnest. —

Rudolph. Nein, mein Vater, nie werde ich sie vergessen, nie sie übertreten. Dein Sterbebette soll mich stets an die Erfüllung meines Versprechens erinnern.

Ottomar Ich glaube es gern, daß dir auch inskünftige dieser Vorsatz heilig seyn wird; — allein, mein Sohn, die Verführung zur Uebertretung derselben ist groß. Wir täuschen uns oft selbst; wir nehmen so oft das Aeußere der Tugend für ihr Inneres, daß wir uns oft wieder unsere Pflicht vergangen haben, ehe wir daran dachten. — Wende daher die größte Aufmerksamkeit, nicht allein auf deine Handlungen, sondern vornemlich auf deine Gedanken und Empfindungen. — O es würde mir selbst den Genuß der Freuden des bessern Lebens verbittern, wenn ich dich als einen vom Wege der Tugend Verirrten erblicken sollte.

Rudolph. Ich schwöre es dir nochmals, mein Vater! mit Vorsatz wenigstens wird es gewiß nicht geschehen. Aber freylich bei meiner Unerfahrenheit kann ich leicht, aus Mangel an Kenntniß, aus Uebereilung fehlen. Und ach! niemand wird mich warnen! Niemand mich auf dem schlüpfrigen Wege des Lebens leiten,

wenn

wenn du mein Rathgeber nicht mehr seyn wirst. — O wenn es dir vergönnt ist, mein Vater! so sey auch noch, wenn dein Geist in die Wohnungen der Beglückten übergegangen ist, das, was du mir bis jetzt warst. Erscheine mir auch denn noch als Lehrer und Führer!

Ottomar. Schwerlich, mein Sohn, werde ich dir deine Bitte gewähren können. — Ists aber möglich, mit Freuden. — Jetzt laß mich ein wenig schlummern, meine Kräfte sind ermattet. Ruhe wird mich stärken; entweder zum Leben, oder, wie ich gewisser glaube, zum Kampf in der Stunde des Todes.

Ottomar entschlummerte, und blieb etwa ein Paar Stunden in seinem Schlummer ganz ruhig. — Rudolph wich nicht von seinem Lager. — Bei jedem Odemzuge des guten Alten fürchtete er, daß es der letzte seyn würde. Endlich war Ottomars Schlaf unruhiger. Als er wieder erwachte, schien sich sein Besinnen ganz verloren zu haben. — Es fand sich zwar bald, aber leider! nur für wenige Augenblicke wieder. — Lebe wohl, mein Sohn! — Gedenke meiner! — Gedenke deiner Eltern! — Bleibe gut! — Dies war alles was Ottomar

noch

noch seinem Rudolph zusammeln konnte. Der letzte Rest seiner Lebenskräfte war erschöpft. — Er starb. —

Als Rudolph auch nicht mehr das geringste Zeichen des Lebens an seinem Ottomar verspürte, sank er untröstlich auf seine Knie neben ihm. Er bedeckte die Hand des Entschlafenen, die er noch in der seinigen hielt, mit seinem Gesichte, und blieb so eine lange Weile, ohne Empfindung seines Schmerzes, liegen. Allmählig kehrte sein Bewußtseyn, aber mit ihm auch das Gefühl seines Verlustes zurück. Er war nun in der weiten Welt so gut als allein. Er kannte Niemand, der Theil an seinem Schicksale nahm, der ihm seinen Verlust ersetzen konnte. Traurig verließ er endlich die Hülle seines entschlummerten Freundes und Wohlthäters — aber wo er nur seine Augen hinwandte, fand er etwas, das ihm seinen Ottomar in Erinnerung brachte. — Dort unter jenem Baum hatten sie oft gesessen, und sich mit einander das Traurige ihrer Lage, durch Arbeit und weise Gespräche versüßt. Von jenem Hügel hatten sie nur noch gestern, mit der innigsten Empfindung, den Untergang der Sonne beobachtet, und gewünscht, einst wie sie, nur nach befördert

dertem Menschenwohl, aus dem Wirkungskreise ihres Lebens zu scheiden u. s. w.

So rührend auch alle diese Zurückerinnerungen unserm Rudolph waren, so angenehm waren sie ihm doch, und er hätte sie in den Augenblicken nicht mit den freudigsten Empfindungen vertauscht. Er trat deshalb bald zu dem Sterbelager Ottomars, bald eilte er zu den Oertern, die ihm vorzüglich das Andenken des Entschlummerten ins Gedächtniß riefen. So brachte er den ganzen Tag hin.

Gegen Abend grub er eine Höhle, und legte die entseelte Hülle seines Freundes, unter den herzlichsten Thränen des Schmerzes und der Dankbarkeit hinein. Lange zögerte er, sie mit der Erde zu bedecken, die ihm den Anblick des letzten Restes seines Ottomars auf immer entziehen sollte. — O wie gern hätte auch er jezt sein Leben beschlossen! Wie sehr wünschte er, daß seines Ottomar's Gruft auch die seinige werden könnte.

## IV.

Rudolph überließ sich noch um Mitternacht, bald den Empfindungen, welche die Rückerin-

erinnerung vergangener Zeiten in ihm hervorbrachte, bald den Besorgnissen und Hoffnungen, welche bei dem Gedanken, an die Zukunft in ihm entstanden. — Zum erstenmal in seinem Leben lag er so ganz einsam, so weit von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, und doch däuchte es ihm, als ob gewisse Kennzeichen die Annäherung eines lebenden Wesens ankündigten. Einige sanfte Töne, wie er sie noch nie gehört hatte, schienen rund um seine Höhle, aus der Luft zu fließen. Sie machten einen so angenehmen Eindruck auf ihn, daß er sich ihrer Anhörung ganz überlassen hätte, wäre er nicht so begierig gewesen, den Ursprung derselben zu untersuchen. Eben wollte er, um diese Untersuchung anzustellen, von seinem Lager aufstehen und seine Höhle verlassen, als ein sanfter Silberglanz, reiner und schöner, als er ihn je vom unbewölktesten Vollmonde gesehen hatte, seine Wohnung erfüllte. Sein Erstaunen darüber fesselte ihn von neuem an sein Lager. Nach wenigen Augenblicken, sahe er eine Gestalt vor sich stehen, die er so gleich für die Gestalt Ottomar's erkannte, obgleich sie ihm in einer Jugendkraft und in einer Schönheit erschien, wie sie nie das Antheil eines irdischen Wesens seyn kann. — Vor freudigem Erschrecken verstummte

er.

er. — Mit dem Ausdrucke des höchsten Wohlwollens und der innigsten Theilnahme — die Rudolphen auch jede Spur von Schrecken und Furcht benahm — redete ihn der Geist Ottomar's an:

Der Vater der Menschen und Geister hat deinen Wunsch erhört. Er hat mir erlaubt, dir jezt zu erscheinen. Deine außerordentliche Lage erlaubt auch eine außerordentliche Unterstützung.

Rudolph. Welch Glück ist mir gewährt! — Aber ist es dir auch vergönnt, immer bei mir zu bleiben?

Ottomar's Geist. Nein. Nur in Fällen, in welchen deine Kräfte nicht zureichen, ist es mir erlaubt, dir mit den meinigen auszuhelfen. — Höre mich aufmerksam an; was ich dir jezt sagen werde, ist von der größten Wichtigkeit für dich, und deines ganzen Nachdenkens, und aller deiner Beherzigung würdig.

Es ist mir zwar vergönnt, dir in außerordentlichen Fällen Hülfe zu leisten; aber ich würde dir diese Hülfe sogleich auf immer entziehen müssen, sobald du dich mit Vorsatz und Ueberle-

gung

gung, auch nur einen Schritt vom Wege deiner Pflicht entfernteſt. Selbſt dann, wenn du dich auf meinen Beiſtand mehr, als auf deine eigene Kräfte verließeſt, wenn du nachläßig im Gebrauche derſelben würdeſt, würde ich nicht im Stande ſeyn, dir zu helfen. — Deine Vorſätze, deine Entſchließungen, mußt du ſelbſt ſo faſſen, wie ſie dir nach deiner völligen Ueberzeugung am beſten ſcheinen. Auf deinen Willen iſt mir kein Einfluß verſtattet, weil du ſonſt deines größten Vorzuges, deiner Freiheit, beraubt würdeſt; nur zur Ausführung deiner Vorſätze — wenn ſie nemlich dem billigenden Urtheile deiner Vernunft und deines Gewiſſens gemäß ſind — kann ich dir behülflich ſeyn; nur die Hinderniſſe bei Erfüllung deiner Pflichten kann ich dir überwinden helfen, die dein guter Wille und alle deine angewandte Kraft allein nicht zu überwinden vermag; deren Ueberwindung für deine Erfahrung und deine wenige Uebung zu ſchwer ſeyn würde.

Rudolph. Dank dir Vater der Geiſter! daß du mir den Beiſtand meines Ottomar's gewährſt! — Dank dir ſeliger Geiſt meines Ottomar's! daß du ihn mir leiſten willſt! Mich deſſelben würdig zu machen, und deſſelben würdig zu bleiben, ſoll ſters mein Beſtreben ſeyn.

Otto-

Ottomar's Geist. Bereite dich nun, mein Sohn, den Auftrag auszuführen, den ich dir in den letzten Tagen meines irdischen Lebens gegeben. Bemühe dich, das Schicksal der Deinigen zu erfahren und ihr Erretter zu werden.

Rudolph. Leben sie wirklich noch? Und wird auch ihre Befreiung der Lohn meiner Bemühungen seyn?

Ottomar's Geist. Ich weiß es nicht! — Und wenn ich es auch wüßte, wäre es mir doch nicht erlaubt, es dir zu offenbaren. Aus weisen Ursachen sind den Sterblichen die Folgen ihrer Handlungen verborgen. Ihre Tugend würde nur Eigennutz, sie würden also derselben unfähig seyn, wenn sie jedesmal die Folgen ihrer Handlungen im voraus berechnen könnten. Nur so viel kann ich dich versichern. Keine ohne Eigennutz erfüllte Pflicht bleibt unbelohnt. Und wird dir gleich nicht die erwünschte und erwartete Belohnung zu Theil, so erhältst du doch gewiß eine andere, die der erwarteten gleich kommt, oder sie übertrift. Befolge also stets, was dir deine Vernunft gebeut, ohne Rücksicht auf Belohnung, und dann wirst du dich derselben am sichersten würdig und theilhaftig machen.

Ich

Ich habe jezt die Absicht meiner Erscheinung bei dir erfüllt. Ich muß dich nun verlassen.

Rudolph wollte noch den Geist, seines Führers umarmen — aber er war verschwunden.

Diese Erscheinung machte einen tiefen Eindruck in seine fühlende Seele. Sie erneuerte das Andenken an alle das, was ihm Ottomar während seines Lebens gesagt hatte. Sie belebte und stärkte seinen Vorsatz, der Retter der Seinigen zu werden, doch auch zu ihrer Befreiung nichts zu thun, was seiner Vernunft und seinem Gewissen zuwider wären.

Dem Willen seines Ottomar's gemäß, verließ er den folgenden Tag seinen bisherigen Aufenthalt, nachdem er nochmals an den merkwürdigsten Oertern desselben das Andenken an seinen abgeschiedenen Freund erneuert und seinem Herzen tief eingeprägt hatte. — Unter aufrichtigen Thränen des Danks, erfüllt mit den besten Vorsätzen, gieng er das Gebürge hinunter, und begab sich zu dem Pfarrer Hilarius, welcher ihm von Ottomar war empfohlen worden. — Wir müssen ihn jezt auf eine kurze Zeit verlassen, um zu hören, was in einer andern

Gegend

Gegend vorfällt, und auf seine künftigen Schicksale einen wichtigen Einfluß haben wird.

## V.

Wie es sich auch noch in unsern Tagen häufig zuträgt, daß die Feinde der Vernunft und der Sittlichkeit ergrimmen, wenn die Freunde der Vernunft und Sittlichkeit Aufklärung des Geistes verbreiten und moralische Bildung befördern; — wie noch jezt die erstern den Bemühungen der letztern überall Hindernisse in den Weg legen, ihnen entgegen arbeiten, und selbst ihren Personen allerlei Ungemach zuzufügen suchen; — so war es von jeher im Reiche des Fürsten der Finsterniß — dieses Oberherrn aller Unvernünftigen und Böswichter — Maxime, auf diese Art zu handeln. Beelzebub war daher sehr erbost, als er die Seele Ottomar's seiner Herrschaft entronnen sahe.

„Zehn andre gemeine Seelen, und hätten sie königliche und päbstliche Leiber bewohnt, sagte er, wollte ich mit Freuden darum geben, wäre Er mir nicht entwischt. Was nützt es mir, wenn sich mein Reich auch täglich mit Tausenden vermehrt, die keine Kraft zum Guten hatten? Es ist doch wahrlich! eine schlechte Ehre, Beherr-

herrscher von lauter Dummköpfen zu seyn. Gerne trete ich diesen Ruhm den Regenten der Erde ab, die starke Geister nicht zu gebrauchen verstehn. — Mir wären sie sehr lieb! Ha! wie bald wissen sie sich der übrigen zu bemächtigen, wie leicht wird es ihnen, durch List und Ueberredung auch die Zahl meiner klugen kraftvollen Unterthanen zu vermehren! Wäre Ottomar der meinige geworden, gewiß viele künftige Generationen mancher Familien wären mir durch ihn zugefallen, die nun durch seine Bemühung vielleicht alle für mein Reich verlohren gehen. — Wie bedacht ist er nicht gewesen, seinen Rudolph für alle Angriffe meiner Teufel zu sichern? — Aber Hoffnung und Muth Beelzebub! Er muß doch der Meinige werden! Wie wird auch seine Unerfahrenheit der List eines Teufels widerstehen können? — Wie aber? wenn sie doch widerstände? — Wenn ihm seine Vernunft, seine Liebe zur Tugend, und das Andenken und der noch immerfortdaurende Schutz seines Ottomar's, den Mangel an Erfahrung ersetzte? — Nein! so weit muß es nicht kommen! — Und wenn er den Versuchungen aller meiner Teufel widersteht, wie wird er meiner List und meiner Macht widerstehen können? — Ja! wenn nichts hilft, so muß dies helfen. Und, o wie

süß wird diese Rache an Ottomarn seyn, wenn er vor Betrübniß seinen Rudolph in meiner Gewalt zu wissen, selbst die Freuden der Seligen weniger fühlen wird!"

Beim Schlusse dieses Selbstgespräches kamen drei der vornehmsten Teufel von der Erde zurück, um ihrem Oberherrn von dem Erfolg ihrer Bemühungen die schuldige Rechenschaft abzulegen. Mit finsterer Miene erblickte sie Beelzebub und mit donnernder Stimme redete er sie folgendermaßen an: Werdet ihr denn immer meiner Oberherrschaft unwerth bleiben, werdet ihr nie etwas mehr zu thun im Stande seyn, als mir Seelen zuzuführen, die von selbst die meinigen geworden wären? Ottomar habt ihr mir entkommen lassen, um einen neuen Beweis eurer Unbrauchbarkeit, der Dummheit eurer sogenannten Kunstgriffe zu liefern — und mir den bittersten Verdruß zu machen. Bald werde ich euch kein wichtiges Geschäft mehr anvertrauen können. — Sind diesmal eure Nachrichten nicht befriedigender für meine Erwartung, als bis dahin, so sollen noch nie empfundene Quaalen in den Tiefen der Hölle euer Lohn seyn. — Wer sich aber durch eine wichtige That, werth von der ganzen Hölle gepriesen zu werden, und

groß

groß genug, selbst die Verdammten unter den gräßlichsten Quaalen zu einem Freudengeschrei zu reizen, meines Beifalls würdig gemacht, der soll zur Belohnung von mir den Auftrag erhalten, Rudolphs, des Zöglings Ottomar's Verführer zu werden. — Jezt gebt Rechenschaft.

Erster Teufel. Ich habe ein unschuldiges Mädchen zur Buhlerin eines Fürsten verführt. Ihr Körper ist durch die Krankheit des Fürsten, die Folge seiner Ausschweifungen, und ihr Geist durch die am Hofe herrschenden Sitten verdorben. — Ich habe den Hang zur Wollust in ihr rege gemacht. Und schon hat sie die Leibes- und Geisteskräfte vieler an Leib und Seele gesunder Jünglinge zerstört. — Um ihre Gunstbezeugungen zu erhalten, und sich für den Genuß derselben dankbar zu beweisen, haben schon viele, auf ihr Verlangen, die größten Ungerechtigkeiten gegen die treuesten Unterthanen des Fürsten begangen. Durch ihre Herrschaft über den Fürsten hat sie es dahin gebracht, daß er alle verdienstvolle Männer ihrer Aemter entsetzt, und sie mit Unwissenden und Schlechtdenkenden besetzt hat. Durch das Anreizende ihrer äußern Lage ist in vielen die Begierde nach einem ähnlichen Schicksale — und sollte es auch um denselben

Preis seyn entstanden. Der Hang zur Wollust hat sich dadurch weit ausgebreitet, und du weißt, wie uns nicht leicht einer entgeht, der einmal diesen Weg betreten. — Habe ich mich dadurch nicht deines Beifalls würdig gemacht? —

Beelzebub. Deine That ist nicht ganz ohne Verdienst; aber die verheißene Belohnung verdient sie nicht. Ist es denn so schwer, eine unschuldige Seele — deren Unschuld doch nur hauptsächlich in der Unwissenheit besteht — durch den ungewohnten Glanz des Hofes zu Handlungen zu verleiten, zu welchen sie schon ihre körperlichen Bedürfnisse, wenn gleich in einem Kreise, in welchem ihr Beispiel nicht so viele Kraft gehabt, angetrieben hätten. — Oder glaubst du, daß uns derjenige, ohne deine Bemühung entkommen wäre, der, um seine Wollust zu befriedigen, die Pflichten seines Amtes zu übertreten, im Stande ist? — Oder meinst du vielleicht, daß es des Wunsches einer Buhlerin bedürfe, um rechtschaffene Männer, wenn sie im Dienste eines wollüstigen Regenten stehen, aus ihren Aemtern zu entfernen? — Schwache Fürsten, die selbst der Regierung unfähig sind, suchen von selbst diejenigen am ersten los zu werden, die mehr Kenntnisse und Rechtschaffenheit

als sie selbst besitzen. — Diese stehen ihnen überall im Wege. — Und wo sollten sie auch alle ihre Schmeichler, alle ihre Günstlinge, alle Werkzeuge der Befriedigung ihrer Lüste lassen, wie sollten sie dieselben belohnen, wenn alle wichtige und einträgtliche Stellen mit verdienstvollen Leuten besetzt sind? — Suche nur erst die Menschen besser kennen zu lernen, und du wirst selbst einsehen, wie viel deine That von dem Verdienstlichen verlieren wird, welches sie jezt in deinen Augen zu haben scheint. — Wird indessen deine That für die Zukunft die Folgen haben, die du dir davon versprichst, und die sie auch, wie ich selbst hoffe, haben wird, so soll dir mein Beifall nicht entgehen. — (zum zweiten Teufel) Und welches Geschäfte von Wichtigkeit hast denn du verrichtet?

Zweiter Teufel. Ich habe drei Fürsten, zu einem — wie es einige milzsüchtige Menschen nennen — schändlichen Bündniß wider einen ihrer Nachbaren verleitet. Sie haben ohne alle gerechte Veranlassung die Greuel des Krieges in sein Land gebracht. Tausende seiner Unterthanen sind durch ihr Schwerd gefallen. Tausende, deren Wohnungen abgebrannt, und durch die räuberischen Horden der vereinigten Fürsten,

aller Bedürfnisse des Lebens beraubt, sterben den zwar langsamen, aber desto quaalvollern und doch gewissen Tod des Hungers. — Alle Arten von Bestechung und Betrug, welche die mir Ergebenen, mit dem anständigern Namen Kriegslist belegen, sind angewandt, die Unterthanen des bekriegten Fürsten, zur Untreue gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu verleiten. — Durch meine Bemühungen ist dies alles mit den erwünschtesten Wirkungen gekrönt worden. — Und so haben endlich jene drei Fürsten das ganze Land ihres Nachbarn als eine rechtmäßige Eroberung unter sich vertheilt. Vielen wollte indes diese Rechtmäßigkeit nicht so recht einleuchten. Sie hatten Gründe dagegen anzuführen, die mir selbst eingeleuchtet hätten, wäre jene Theilung nicht ursprünglich mein Werk gewesen. Ich habe daher einige Männer von Ansehn verleitet, diese Theilung als eine rühmliche That zu preisen; als eine That, für welche die neuen Unterthanen ihren jezigen Oberherren allen Dank schuldig wären, weil diese nur einzig und allein ihr wahres Glück zur Absicht gehabt hätten. — Durch das Beispiel dieser Fürsten hat sich zuerst unter ihren Kriegsheeren und in der Folge beinahe unter allen ihren Unterthanen ein solcher Geist der Ungerechtigkeit, der Habsucht, der Betrügerei

und

Dieberei verbreitet, daß sich beinahe ein jeder schämt, nichts mehr zu besitzen, als was er mit Recht besitzen kann. Alle bemühen sich, dem Beispiel ihrer Oberherren zu folgen. Sie nehmen, wo sie es ungestraft thun können, und wenn sie auch kein ander Recht darzu haben, als ihre Lust und ihre Stärke? — Bist du mit mir zufrieden?

Beelzebub. Deine That ist nicht übel ausgesonnen. Zwar die Fürsten wären mir nicht entgangen, — denn, du weißt es ja, die mehresten begeben sich freywillig unter meine Herrschaft, oder ihre Maitressen, Beichtväter und andre Günstlinge, führen sie mir zu. — Aber, daß du ihr Beispiel so anlockend für die Unterthanen gemacht hast, verdient Lob. — O möchte es doch nie an solchen Fürsten fehlen! wie wenige ihrer Unterthanen würden mir entgehen. — Ich bin mit dir zufrieden, aber die Verführung Rudolphs kann ich dir noch nicht anvertrauen. Du würdest bei ihm eine schwerere Arbeit haben, als bei deinen drey Fürsten, und ihren Lobrednern. (Zum dritten Teufel) Vielleicht aber hast du dich meines Auftrages würdig gemacht. Laßt hören, was du gethan hast.

Dritter Teufel. Ich habe ein Werk zu Stande gebracht, dessen Ausführung mir lange im Sinn gelegen; dem aber bis jezt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen. Es scheint beim ersten Anblick nicht von großer Wichtigkeit — in seinen Folgen aber wird es gewiß für dein Reich von dem größten Einflusse seyn.

Beelzebub. Hoffe nicht, mich durch dein Selbstlob zu täuschen, und ein günstiges Urtheil von mir zu erschleichen. Ich werde dich jezt desto strenger beurtheilen, — und wofern deine That deinen Versprechungen nicht entspricht, soll die härteste Strafe dich unausbleiblich treffen.

Dritter Teufel. Mit Freuden unterwerfe ich mich deinem Urtheil und deiner Strafe, wenn du es nicht alles so findest, wie ich dir gesagt habe. — Höre mich nur an.

In einem großen Reiche, regierte bis jezt ein sehr weiser Fürst — der ohngeachtet aller meiner List, doch für dein Reich verloren gieng. Dieser verstattete seinen Unterthanen eine völlige Denk- Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Sie

Sie bedienten sich derselben so gut, daß dadurch deinem Reiche der größte Abbruch geschahe. Der Seelen, die dir alle deine Teufel aus demselben zuführen konnten, wurden immer weniger, und wäre es so geblieben, wir hätten endlich keinen einzigen mehr gekriegt.

Beelzebub. Ich weiß es leider! Aber zu meiner größten Freude sehe ich von dort her täglich größer Schaaren bei mir ankommen. Hast du dies bewirkt? Und auf welche Art ist es dir gelungen?

Dritter Teufel Freylich ist dies mein Werk. — Der alte Fürst starb, und den neuen Regenten, der an seine Stelle kam, habe ich durch einen seiner Minister, der ein Liebling des jezt regierenden Fürsten ist, und schon lange mein sehr brauchbares Werkzeug war, dahin gebracht, daß er seinen Oberherrn zu einem Edickt verleitete, in welchem allen seinen Unterthanen, das Selbstdenken untersagt, und statt dessen, ein blinder Glaube an alles, was der Minister ihnen zu glauben vorzuschreiben, für Gut befinden wird, anbefohlen ward. Ich habe diesen Minister verleitet, solche Anstalten zu treffen, durch welche sich alle wahrheitliebende und gut-

gesinn-

gesinnte Männer abschrecken lassen, nach solchen Aemtern zu streben, in welchen sie ihre Gesinnungen mit leichter Mühe hätten ausbreiten können. — Wird nun das Edickt mit aller Strenge befolgt, werden die errichteten Anstalten nur mit solchen Männern besezt, die zur Erreichung der vorgesetzten Absichten tüchtig sind, — wofür der Minister schon sorgen wird, um an seinem eigenen Werke, wie er glaubt, obgleich ich mir die Ehre, der Urheber desselben zu seyn, um alles in der Welt nicht rauben lasse, nicht Schande zu haben — so kann es nicht fehlen, es muß dadurch mehr, als durch alles andere in jenem Lande, dein Reich befestigt und vermehrt werden. Ist es erst gelungen den Gebrauch der Vernunft zu unterdrücken, sind die Menschen erst dahin gebracht, ihn als Sünde anzusehen, so ist das größte Hinderniß, welches bis jezt der Ausführung meiner Entwürfe im Wege stand, fortgeräumt; so wird es sich auch bald mit dem Wachsthum der Sittlichkeit geben. Denn wie kann da Tugend statt finden, wo Unvernunft die Regentin ist?

Der Teufel hatte kaum geendigt, so ertönte aus der Tiefe der Hölle, ein gräßliches Freudengeschrey der Verdamten.

Beel-

Beelzebub Bravo! Laß dich umarmen! Du hast ein Meisterstück zu Stande gebracht. Ich selbst würde mich dessen rühmen. — Bald beneide ich dich um deine List. Ich könnte dich dafür hassen, wenn sie mir nicht so nützlich wäre. — Zum Zeichen meines Beifalls, zur Belohnung deiner Klugheit und deiner Treue gegen mich, gehe denn hin, und suche Rudolphen für dich zu gewinnen. Es wird dir schwer werden, aber diese Schwierigkeit wird dir Ehre bringen. Laß nichts unversucht, weder Reitz noch Gefahr. Und gelingt dir dies Werk, so sollst du künftig an allen meinen Entwürfen und Berathschlagungen Theil nehmen.

Dritter Teufel. Ich werde mich sogleich an mein aufgetragenes Geschäft begeben. Es wird doch nicht mehr Mühe kosten einen Menschen, als ein ganzes Land für dich zu gewinnen. —

---

Armer Rudolph! — Doch wir wollen nicht vor der Zeit unser Vertrauen auf seine Tugend sinken lassen. Sind doch Vernunft und Ottomars Geist seine Beschützer.

---

Der

# Der
# Geist Ottomars,
## oder
## Rudolph von Ruhburgs
## Prüfung und Lohn.

---

### Zweiter Abschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0066-3

## Zweiter Abschnitt.

### I.

Kaum hatte sich Rudolph dem Pfarrer Hilarius zu erkennen gegeben, als dieser ihn mit den größten Freuden, und mit den Beweisen der aufrichtigsten Freundschaft empfing. Die Nachricht von Ottomar's Tode war ihm sehr schmerzlich. Ottomar war von früher Jugend an sein Freund gewesen Beide hatten viele wichtige Schicksale gemeinschaftlich erlebt. Treulich hatten sie Freude und Leid mit einander getheilt, und Beide waren sich auch in einer vernünftigen Denkungsart und in der Rechtschaffenheit ihrer Gesinnungen und Handlungen ähnlich gewesen. Wie hätte er also den Tod des ihm noch einzig übrig gebliebenen Jugendfreun-

freundes gleichgültig anhören können? — Doch freute ihn das heitere leichte Ende desselben. „Gott! laß auch mich einst eines solchen Todes sterben!“ betete er mit der innigsten Wehmuth, und eine dem Andenken Ottomar's geweinte Thräne floß seine Wangen herab. —

Herzlich freute er sich, daß Ottomar auch noch, als entkörpertes Wesen, der Führer und Schutzgeist Rudolphs seyn würde. Ihr könnt dieses Glück nie hoch genug schätzen, junger Ritter, sagte er. Bei eurem gänzlichen Mangel an Erfahrung, bei eurer nur durch Ottomarn erlangten Kenntniß der Menschen, ist es nicht genug, daß ihr, wie ich fest glaube, den festen Vorsatz habt, nie etwas Böses zu thun; daß ihr euch bestreben wollt, nur immer so zu handeln, wie ihr es für Recht erkennen werdet. Gute Absichten sind zwar immer die nothwendige, unentbehrliche Grundlage guter Handlungen; ein guter Wille ist zwar das Höchste, was der Mensch besitzen kann, allein dies reicht noch nicht zu, um beständig mit unserm Verhalten ganz zufrieden zu seyn. Aus Mangel an genauer Kenntniß der Menschen, mit denen ihr zu thun haben, aus Unkunde der Umstände, in denen ihr euch in der Folge befinden

finden werdet, könnt ihr leicht etwas thun, wodurch ihr gerade das Gegentheil von dem bewirket, was ihr bewirken wollt. Selbst Personen, die schon lange in der Welt, und unter den Menschen gelebt haben, lassen sich, bei einem an sich löblichen Eifer für die gute Sache, die sie bewerkstelligen wollen, oft dadurch irre führen, daß sie andere Menschen nur nach sich beurtheilen, daß sie bei ihnen eben die Achtung des Guten, eben die Empfindungen, Gesinnungen und Absichten voraussetzen, die sie selbst haben; und werden dadurch oft, ganz wider ihren Willen, das Werkzeug zur Beförderung der bösen Absichten anderer. Nur eine sehr häufige und wohlbenutzte eigene und fremde Erfahrung, verbunden mit dem zartesten Gefühl des Rechts und Unrechts, kurz: Klugheit und Sittlichkeit in der genauesten Verbindung, kann hier sicher führen. Die letztere traue ich euch eben so gut zu, als sie das Eigenthum unseres Ottomar's war; da euch aber die erstere, wegen eurer bisherigen Entfernung von den Menschen gänzlich fehlen muß, da ihr keinen Freund um euch habt, der euch da mit seinem Rathe unterstützen kann, wo ihr zweifelhaft seyd, was ihr thun sollt, so muß euch dieser Beistand eures Ottomar's, nach eurer Tugend, das liebste seyn.

Ru-

Rudolph und Hilarius waren in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft, durch wechselseitige Achtung, durch gleiche Empfindungen und Gesinnungen, auf das genaueste mit einander verbunden, wie dies wohl immer der Fall zwischen zwei gleichgestimmten Seelen seyn wird, bei denen nicht Eigennutz die Haupttriebfeder ihrer Handlungen ist. Die Verschiedenheit ihres Alters that ihrer Freundschaft keinen Abbruch; denn in einer Harmonie der Herzen, die aus Gesinnungen der Rechtschaffenheit entsteht, erregt dieser Unterschied keinen Mißklang; sie wird vielmehr durch die verschiedene, und doch in der Hauptsache zusammenstimmende Aeußerungen befördert.

Rudolph hielt sich noch einige Tage bei seinem neuen Freunde auf, weil er sahe, wie nützlich ihm dieser Aufenthalt durch die Belehrungen des Hilarius werden könnte, und weil er in den Erzählungen von seinem Ottomar die so schön mit ihm durchlebte Zeit, gleichsam von neuem durchleben konnte. Hilarius hörte diesen Erzählungen mit dem größten Interesse zu, und gewann Rudolphen immer lieber, weil er die guten Eigenschaften seines verstorbenen Freundes so schätzte. Er munterte ihn dann

immer

immer auf, in die Fußstapfen desselben zu treten. — Vor Rudolphens Abreise gab ihm Hilarius eine eben nicht schmeichelhafte, aber dafür desto getreuere Schilderung von den damals herrschenden Lastern in allen Ständen, und suchte ihn durch die weisesten Vorschriften gegen die Verführung zu denselben zu verwahren. Er zeigte ihm, aus den neuesten Vorfällen, wie die Fürsten, anstatt für die Sicherheit und das Glück ihrer Unterthanen zu sorgen, nur stets auf die Vermehrung ihrer Macht, ihres Ansehens und ihrer Einkünfte bedacht wären, ohne in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, die mindeste Bedenklichkeit zu haben; — wie sie die wichtigen Geschäfte der Regierung gewöhnlich den unwissendsten und ungerechtesten Leuten anvertraueten, weil diese sich am bereitesten finden ließen, den Lüsten ihrer Oberherren zu schmeicheln, und die Befriedigung derselben — auf Kosten der Unterthanen — zu befördern, und wie sie dagegen denjenigen als ihren größten Feind ansähen und behandelten, der sie an die Erfüllung ihrer Pflichten erinnerte und gegen ihre, so sehr in die Augen fallenden Fehler nicht blind seyn wollte. — Er zeigte ihm, wie die Lehrer des Volks, anstatt für das Geistes Wohl der ihnen anvertrauten Seelen zu sorgen, nur auf die

Beförderung ihres Leibeswohls bedacht wären; wie sie die offenbarsten und gröbsten Laster billigten, wenn sie von angesehenen und mächtigen Personen verübt würden; wie sie sich selbst als Kuppler zur Befriedigung der viehischen Begierden anderer gebrauchen ließen, wenn sie nur ihre eigene grobe sinnliche Begierden, ohne Vorwurf und Strafe zu befürchten, neben her befriedigen könnten; wie sie vorgäben, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu seyn, und doch weder Wahrheit schätzten, noch nach ihr forschten; wie sie absichtlich Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben verbreiteten, um in der dadurch bewirkten allgemeinen Finsterniß desto sicherer und ungestörter ihr Wesen treiben zu können; und wie sie jeden, der mehr Kenntnisse und Vernunft blicken ließe, als sie zu erlauben für gut befänden, auf das schändlichste verfolgten. — Er zeigte ihm, wie der Adel, der sich durch Handlungen der Großmuth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe auszeichnen sollte, sich bestrebte, das im Kleinen zu seyn, was die Fürsten im Großen wären; wie er seine größten Vorzüge darin setzte, aus adlichem Blute abzustammen, und seine Macht und sein Ansehn zum Nachtheile der Nichtadelichen anzuwenden; wie er das seinen Unterthanen und Freunden geraubte Gut, bei schändlichen Zusammenkünf-

ten verpraßte. — Er zeigte ihm, wie in den niedern Ständen fast alles häusliche Glück verschwunden sey, weil Verführung, Wollust und Ehebruch dort eben so anfiengen Gebrauch zu werden, als in den höhern Ständen; wie die rohe — nicht allein ungebildete, sondern absichtlich verdorbene Seele des gemeinen Mannes, fast gar keiner feinern Gefühle, keiner Schätzung ihrer selbst — dieser nothwendigen Quelle der Tugend — mehr fähig sey; wie sie ihre Kinder zu eben solchen unmoralischen Menschen erzögen, als sie selbst wären u. s. w.

Durch diese Schilderung erweckte er den herzlichsten Haß gegen alle Laster in Rudolphs Seele, und machte ihn vorsichtig, sich mit solchen Menschen in genauere Verbindungen einzulassen. Vor allen Dingen empfahl Hilarius Rudolphen die äußerste Vorsichtigkeit im Umgange mit Personen vom andern Geschlechte.

Ich will euch, junger Ritter, sagte er, nicht von allem Umgange, von allen Verbindungen mit ihnen abhalten; ich wünsche vielmehr, daß ihr unter diesem Geschlechte bald eine Person finden möget, die eurer Liebe werth, und euch so, wie ihr es verdient, zu beglücken fähig seyn mö-

ge. Und deshalb müßt ihr freilich auch dieses Geschlecht kennen lernen. Aber seht euch wohl vor! — Bei eurer Jugend, bei eurer Unbekanntschaft mit dem Reiz der Neigungen, bei dem Zutrauen, das euch, wie allen guten Menschen eigen ist, die noch nicht oft durch die Falschheit der Menschen hintergangen sind, könnt ihr leicht irre geführt werden. — Nichts ist den Personen des andern Geschlechts leichter, als alles das zu scheinen, was sie zur sichern Erreichung ihrer Absichten seyn müßten. Sie können Empfindungen äußern, von denen auch nicht die geringste Spur bei ihnen anzutreffen ist. Sie können Gesinnungen als die ihrigen heucheln, die ihren wirklichen Gesinnungen ganz entgegen sind; sie können da voll der feurigsten oder zärtlichsten Liebe scheinen, wo ihr Herz voll des schwärzesten Hasses ist. Wenn sie am aufrichtigsten und offenherzigsten scheinen, so haben wir uns am mehresten vor ihrer Falschheit zu hüten. Sie stellen sich dann am enthaltsamsten und keuschesten, wenn wollüstige Begierden bei ihnen am stärksten sind. Seyd ihr nun nicht auf eurer Hut; laßt ihr euch von ihren äußern Reizungen blenden — und dies ist schwer zu vermeiden, da sie die Gabe besitzen, dieselbe durch allerhand Kunstgriffe im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen — so werden

den euch eure Neigungen bald verleiten, das für wirkliche Vollkommenheiten zu halten, was ihr als solche wünscht; so werden sie euch selbst die Fehler der Frauenzimmer als liebenswürdig vorstellen. Und vermeidet ihr nicht die ersten Schritte eines strafbaren Umganges, fliehet ihr nicht gleich, so bald euch derselbe gefährlich zu werden anfängt, ziehet ihr euch nicht gleich zurück, wenn ihr, ich will nicht sagen gewiß, sondern auch nur zweifelhaft seyd, daß ihr euer Verhalten bei eurer Vernunft und dem Geiste eures Ottomar's verantworten könnt, so seyd ihr, ohne eine ausserordentliche Hülfe, auf welche ihr euch jedoch nicht verlassen müßt, verloren; so seyd ihr in Gefahr, die Unschuld eures Herzens, das Glück eures Lebens und die Freundschaft eures Ottomars auf immer zu verlieren.

Diese Warnungen machten auf Rudolph starken Eindruck, und sein Versprechen, sie auf das genaueste zu befolgen, war ihm nicht weniger Ernst, als er es wohl in ähnlichen Umständen bei jedem unverdorbenen Menschen ist, der die Reize der Verführung zur Wollust, nur von ihrer nachtheiligen Seite beschreiben gehört, sie aber noch nicht selbst empfunden hat.

Ein Hauptgegenstand ihrrr Unterredung war das Schicksal von Rudolphs Familie und der

sicher-

sichersten Art ihrer Befreiung. Daß sie noch in der Macht Seyfrieds wären, hatte Hilarius vor einiger Zeit gehört; aber ob sie noch da wären, ob sie noch alle lebten, und unter welchen Umständen, darüber hatte er keine gewisse Nachrichten einziehen können. Hilarius rieth Rudolphen sich in die Gegend von Ruhburg zu begeben — aber seinen wahren Namen zu verbergen. Er rieth ihm sein Vorhaben geheim zu halten, und sich erst Männer von bewährter Rechtschaffenheit zu Freunden zu machen, ehe er an die Ausführung seines gerechten und löblichen Vorsatzes ginge. Denn würde er ihn eher bekannt machen, ehe er ihn ausführen könnte, oder würde dessen Ausführung einmal mißlingen, so würde er dadurch nicht allein wahrscheinlich das Schicksal der Seinigen verschlimmern, sondern er selbst könnte in Gefahr kommen, ein ähnliches Schicksal erdulden zu müssen, und dann wäre alle Hoffnung auf die Errettung seiner Familie auf immer dahin.

Rudolph fand zwar diesen Weg, die Seinigen zu befreien, für seine Liebe zu ihnen, für seine Begierde ihnen zu helfen, viel zu langsam, allein da er ihm doch auch der sicherste schien, so entschloß er sich, ihn zu betreten.

Der

Der Abschied von dem alten guten Hilarius war unserm Rudolph sehr schmerzlich. Auch Hilarius konnte nicht ohne die herzlichsten Wünsche für das Wohl des jungen, liebenswürdigen Ritters ihn von sich lassen!

Gott sey mit euch, mein junger Freund! sagte er. Er schütze euch in Gefahren! Er stärke euch in Versuchungen! Er segne euer Vorhaben! Möchte ich doch noch die Freude erleben, euch bei euren Eltern, verbunden mit einer, eurer werthen, Gattin glücklich zu wissen! Dann will ich gern diese Welt verlassen, und Gott und meinem Freund Ottomar zueilen! — Sehen wir uns nicht mehr wieder, so denkt bisweilen an mich!

Rudolph konnte nur mit Thränen, mit einer herzlichen Umarmung, mit einem: Habt Dank! lebt wohl! antworten. Er nahm seine Waffen, bestieg sein Roß — welches alles ihm Ottomar schon längst besorgt hatte — verließ seinen Hilarius, und begab sich auf den Weg, das große Werk zu beginnen, zu dessen glücklicher Ausführung ihn gewiß unsrer aller herzlichste Wünsche begleiten.

II.

Während dieser Auftritte war der Teufel auch nicht müßig, über die leichteste und sicherste Art Rudolphen zu verführen nachzusinnen. Entgehen sollte er ihm nicht. — Dieser Gedanke war in seinem Herzen so fest eingewurzelt, als die Freude, Jemande sündigen zu machen.

Wie werde ich ihm, sprach er in einem Selbstgespräche, seine Tugend, ihm unbemerkbar, rauben? — Es wird schwer halten. — Solche junge unverdorbene Seelen, die noch mit den Reizungen der Sünde nicht bekannt sind, pflegen immer, besonders wenn sie gewarnt sind, sehr vorsichtig bei jeder neuen, ihnen auffallenden Handlung zu Werk zu gehen. Sie überlegen zu oft und zu genau, ob das, was sie thun wollen, auch recht sey. Freilich ist dies alles nur Furchtsamkeit, nur Angst vor dem Unglück, welches das Laster nach den Belehrungen ihrer alten Sittenprediger, so gleich mit sich führen soll; und haben sie erst einmal die Süßigkeit des Lasters gekostet, ohne sogleich seine Bitterkeit zu schmecken; so ist auch niemand ungläubiger an die Folgen desselben, niemand unmäßiger in seinem Genuße, als sie.

Aber wird dies auch bei Rudolph der Fall seyn? Ottomar hat es ihm zu fest ins Herz geprägt, daß er nicht das Laster deshalb verabscheuen müsse, weil es Unglück nach sich zieht, er hat ihm die Tugend von einer bessern Seite vorgestellt, als sie gewöhnlich vorgestellt wird, — als Mittel zum Glück. Hätte Rudolph diese Meinung, wie bald sollte er der meine seyn. — Aber jezt — ja — jezt wird es schwer halten, ihn dahin zu bringen, wohin ich ihn haben will. Bei allen Reizungen, die ihn zum Laster anlocken können bei allem Unglück, welches seine Rechtschaffenheit über ihn zu bringen, drohen wird, wird er stets seine Vernunft zu rathe ziehen. Und wenn ihm diese denn immer zuruft; thue was recht ist, ohne dich um die Folgen zu bekümmern! — wenn er denn Achtung und Ehrfurcht für diese Stimme hat, — ja, dann wird es schwer werden ihm bei zukommen. — Doch — ja, das wird, das muß gelingen! — Ich will ihm das Laster in der Gestalt der Tugend erscheinen lassen. Wie wird ihm sein Eifer für dieselbe Zeit lassen, den Schein von der Wahrheit abzusondern? — Aber, wenn er sich denn auch täuschen läßt, was habe ich denn gewonnen? Bleibt nicht seine Gesinnung noch immer dieselbe? — Es ist wahr; aber

sein

sein Zutrauen zu sich selbst, wird schwächer, wenn er sieht, wie leicht er auch, bei dem besten Willen fehlen kann; sein Glaube an die Tugend wird verringert, wenn er aus eigener Erfahrung gewahr wird, wie schwer es sey, gute Handlungen von Bösen zu unterscheiden. Gewinn genug! — Dann, wenn er erst so denkt, ist er schon auf gutem Wege. Wie manches Gute wird er unterlassen, weil er befürchten wird, eine böse Handlung zu thun! Wie manches Böse wird er thun, weil er es für gut ansieht — Und findet er denn, daß er so oft geirret, so muß er nothwendig an der Tugend zweifeln; sie muß ihm allmählig gleichgültig und endlich — wenn sie oft unangenehme Folgen mit sich führt, — verhaßt werden. Und gelingt es mir denn noch durch Zerstreuungen seine Aufmerksamkeit von sich abzuziehen, so soll er gewiß meiner List nicht entkommen. Ich habe ja schon auf diesem Wege, das Reich des Beelzebub durch manchen Helden in der Tugend vermehrt.

Ha! zur rechten Zeit ertönt das Geschrey der Verdammten, aus der Tiefe der Höllen, in meinen Ohren, die mich als ihren Verführer anklagen! Es giebt mir Muth und Kraft mich auch an Rudolph zu wagen.

Auf

Auf welche Art der Teufel unsern Rudolph zu verführen beschlossen, erfahren wir jezt freilich noch nicht; aus dem Verfolg der Geschichte wird es aber schon sichtbar werden.

III.

Rudolph ritt indeß, unbewußt der boshaften Anschläge, welche ein höllischer Geist, wider seine Tugend schmiedete, ruhig seines Weges fort. — Wohin er sich jezt wenden, wie er sich rechtschaffene Freunde verschaffen, und wie er die geliebten Seinigen befreien sollte, das alles wußte er noch nicht. Die lange Abwesenheit von den Menschen hatte ihn schüchtern, und die Schilderung, welche ihm Hilarius von den Lastern derselben entworfen, so furchtsam gemacht, daß er sich vornahm, jeden zu vermeiden, dessen Tugend ihm noch zweifelhaft schien. Nur an den wollte er sich anschließen, nur mit dem fest verbinden, den er bei einer Gelegenheit kennen lernen würde, die dessen Rechtschaffenheit ausser Zweifel sezte.

Armer, unerfahrner Rudolph, du wußtest es noch nicht, daß sich der Teufel auch in einen Engel des Lichts verstellen könne!

Indem nun Rudolph so, mit jenen Gedanken und Vorsätzen beschäftiget fortritt, kamen ihm einige Ritter nach, die ihn höflich grüßten. Rudolph erwiderte ihren Gruß, wagte es aber nicht sie anzureden. Die Ritter ritten eine lange Zeit neben ihm, ohne sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, obgleich sie große Lust dazu zu haben schienen. Endlich redete ihn doch ein alter Ritter also an:

Junger Ritter, so jung ihr auch seyd, so scheint es euch doch nicht an Muth zu fehlen, eure Kräfte zu wagen, wenn es darauf ankommt, ein gutes Werk zu unternehmen.

Rudolph Nein, wahrlich nicht! Und seyd ihr in dem Falle, meines Beistandes zur Ausführung einer guten That zu bedürfen, — mit Freuden will ich euch ihn leisten.

Der Ritter. Die Ausführung unsers Vorhabens wird zwar nicht viele Zeit erfordern; aber wir möchten euch auch nicht gerne nur etlicher Stunden berauben, die ihr vielleicht, nach eurem eigenem Gefallen, vergnügter anwenden könntet.

Rudolph. Habt ihr so wenig Zutrauen zu mir? Wie könnte ich wohl meine Zeit besser anwenden, als wenn ich etwas Gutes darin verrichten kann?

Der Ritter. Ihr habt zwar recht; aber ihr werdet mir mein Mißtrauen verzeihen. Die Menschen sind zu böse, als daß man sich sogleich auf das Versprechen eines andern, zur Hülfe bei Ausführung guter Handlungen verlassen könnte. Wie wenige mag es wohl geben, die ihr Leben bei der Bestrafung eines Bösewichts, bei der Befreiung unschuldig Leidender wagen würden. Ja! wenn es Gelegenheit giebt, einen andern zu berauben, ihn zu unterdrücken, und überhaupt sein ganzes Glück zu zerstören, da fehlt es nicht an Helfern. Um die Früchte des Lasters zu genüßen, finden sich immer Theilnehmer an denselben.

Rudolph. Ich glaub es, ich weiß es. Ich habe aber vor dieser Denkungsart einen Abscheu. — Sagt mir worin kann ich euch helfen? Ist, wie ihr euch vorhin merken ließet, die Bestrafung eines Bösewichts, die Befreiung eines Unschuldigen eure Absicht, so erwartet sicher meine Hülfe.

Der

Der Ritter. Höret, und dann urtheilet selbst! — Ein sehr böser Ritter Seyfried mit Namen — vielleicht habt ihr schon von ihm gehört? —

Rudolph. Ach ja! dieser Böswicht ist mir noch von meiner Kindheit her bekannt.

Der Ritter. Nun dieser Seyfried hat schon lange in dieser Gegend übel gehaußt. In Verbindung mit seinen Gehülfen, Mathias dem Wilden, und Sebastian dem Grausamen, hat er schon vor einigen Jahren, den guten Grafen Albrecht, den alle Rechtschaffnen liebten, und der auch unser Freund war, überfallen, er hat sich seiner, seiner ganzen Familie, und seines Schlosses Ruhburg bemächtiget; und noch hält er die ganze gräfliche Familie im schimpflichen Kerker gefangen —

Rudolph. Was sagt ihr? Ihr wart Albrechts Freunde? O so seyd auch die meinigen! Ich bin Rudolph, Albrechts Sohn. Durch einen glücklichen Zufall entkam ich mit Ottomar, dem Freunde unsres Hauses, der Gewalt Seyfrieds. — So lange habe ich

mich,

mich, vor den Nachstellungen meiner Feinde verborgen gehalten. Aber jezt ist Ottomar todt, und ich will alles dran wenden die Meinigen zu befreien. Ihr verlangtet vorhin von mir Hülfe, jezt flehe ich um die eurige.

Der Ritter. Welch glücklicher Zufall! Ja, jezt können wir euch ganz vertrauen, jezt können wir uns fest auf euch verlassen, wenn ihr Albrechts Sohn seyd. Jezt wollen wir gemeinschaftlich die Bestrafung Seyfrieds und seiner schändlichen Gehülfen übernehmen. Ihr braucht jezt wohl keiner Aufmunterung mehr, Sohn meines unglücklichen Freundes! aber ihr werdet doch desto williger seyn, unser gemeinschaftliches Vorhaben auszuführen, wenn ihr hören werdet, welch ein Bösewicht Seyfried ist.

Rudolph. Erzählet es immer, daß ich noch mehr zu seiner Bestrafung angefeuert werde.

Der Ritter. Durch die Eroberung des Schlosses Ruhburg, durch die Vereinigung mit seinen Spießgesellen, wurde Seyfried so mächtig, daß er keinen seiner schwächern Nachbarn unanger-

angefehdet ließ. Alle beraubte er, wo er nur konnte; allen legte er einen schimpflichen Tribut auf, und wenn sie sich im geringsten weigerten ihn zu bezahlen, überfiel er sie heimtückischer Weise, machte sie zu seinen Gefangenen, legte sie in Banden, schmiß sie in Kerker, und nur, wenn er das ihrige verpraßte, mußten sie hungrige Zuschauer seiner Verschwendung seyn, wobei er es denn nicht an Schimpf und Spott fehlen ließ. — Auch diese rechtschaffenen Männer, meine Begleiter, und ich haben uns schon seit einigen Jahren zu einem schändlichen Tribut verstehen müssen. Aber daran hatte die Bosheit Seyfried's nicht genug. Ich hatte ein liebes unschuldiges Mädchen, von nicht gemeiner Schönheit. Auf diese hatte Seyfried schon lange ein wollüstiges Auge geworfen, um sie zum Opfer seiner Begierden zu machen. Standhaft widerstand sie allen seinen Verheißungen und Drohungen. Dies reitzte seine Begierde noch mehr. Da sie aber dieselbe schlechterdings nicht befriedigen wollte, brauchte er Gewalt. Vor einigen Tagen, da ich von meinem Schlosse abwesend war — Seyfried wußte dies — paßte er ihr auf. Sie gieng unbesorgt im Garten herum. Hier lag er mit einigen seiner Leute versteckt. Er brach aus sei-

nem

nem Hinterhalte hervor, lockte sie an die Thür des Gartens, gab seinen Leuten ein verabredetes Zeichen, diese kamen plötzlich hervor, ergriffen meine Bertha und machten sich mit ihr davon. Ich kam nach Hause, und erfuhr das Unglück. Mein Herz blutete über ihren Verlust. Eine solche That kann ich aber nicht ungerochen lassen. Ich verband mich hier mit diesen rechtschaffenen Rittern, die auch von Seyfried viel gelitten. Wir sind unserer zwar nur wenige, aber unsere gute, gerechte Sache giebt uns Muth, sie wird uns auch Kraft geben, meine liebe Bertha, deine geliebte Familie, und alle übrige unschuldig Gefangene zu befreien.

Rudolph. Das wird sie, daß muß sie. Wir wollen siegen, oder ehrenvoll sterben.

Der Ritter. Das letztere würde unfehlbar geschehen, wenn wir Seyfried im Schlosse Ruhburg angreiffen wollten. Denn, da er dies zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte gewählet, so hat er es auch mit einer großen Menge gewaffneter Leute besetzt. Denn so boshaft er ist, so feige ist er auch. Warum sollten wir also unser Leben in augenscheinliche Ge-

fahr setzen, warum sollten wir es muthwillig verlieren, wenn dieser Verlust niemanden zu gute kommt? — Ich habe aber sichere Nachricht, daß er sich heute nach einem seiner benachbarten Raubschlösser begeben. Hier können wir uns weit sicherer an ihn machen. Hier können wir, in einem dicken Walde, durch welchen sein Weg geht, die bequemste Zeit zu seinem Ueberfall abpassen.

Rudolph. Gut. Ihr seyd älter und erfahrner als ich. Ihr habt eben so viel Ursache zur Bestrafung Seyfrieds als ich. Ich überlasse mich ganz eurer Führung.

Der Ritter. Gelingt uns unser Vorhaben, wie ich glaube, so wird es euch nicht gereuen. Zwar können wir euch keine Belohnung anbieten —

Rudolph. Was brauchts auch hier der Belohnung? Ich wäre euch schon Dank schuldig gewesen, wenn ihr mir nur Gelegenheit verschaft hättet, wenn auch ganz nur fremden Leuten zur Ausführung einer guten That behülflich zuseyn. Und ists nicht die größte Belohnung die ich erwarten kann, wenn ihr mir zur Befreiung der Meini-

gen behülflich seyd? — O wie sehr war ich besorgt, rechtschaffene Gefährten zur Ausführung dieser That zu finden! Und nun begegnen sie mir noch, ehe ich sie suchte. Gewiß ist dies eine Veranstaltung meines Ottomar's, der mir dadurch seinen Beistand und seine Liebe beweisen will. — Freunde meines Vaters! Nehmt schon meinen Dank im Voraus, und erwartet in Zukunft alles von mir, was ich für euch thun kann.

Der Ritter. Ich danke euch auch. Und gewiß, so angenehm mir die Hoffnung auf die Befreiung meiner Bertha ist, eben so angenehm ist es mir auch, euch zur Errettung eurer Eltern behülflich seyn zu können.

Die Ritter erzählten Rudolphen noch immer mehr von den Schandthaten Seyfrieds, wodurch dessen Muth so angefeuert wurde, daß er es sich von den Uebrigen ausbat: sie möchten ihm erlauben, den ersten Angrif auf die Person Seyfrieds zu thun; sie sollten dagegen seine Leute zu zerstreuen, oder wenn es angienge, sich derselben zu bemächtigen suchen, ihm aber nur in der größten Gefahr zu Hülfe kommen. — Sein Verlangen wurde ihm zugestanden. —

Nach einigen Stunden ward von der ganzen Gesellschaft beschlossen eine Weile anzuhalten, und sich durch Ruhe und Speis und Trank zu dem bevorstehenden Geschäfte zu stärken.

Gegen Abend entfernte sich der alte Ritter, um, wie er sagte noch Nachricht einzuziehen, wenn, wo und auf welche Art es am sichersten wäre, Seyfrieden anzugreifen. Er kam bald wieder, und erzählte: Seyfried habe sich allein und zwar zu Fuße von seinem Schlosse entfernt. Er habe sich auf einen, dem Ritter wohlbekannten Spatziergang begeben, auf welchem er gewöhnlich neue Plane der Bosheit auszuhecken pflegte. Auf demselben verweile er gewöhnlich ein paar Stunden. Bei seiner Rückkehr von demselben wollten sie ihn nun überfallen. Die Begleiter des alten Ritters gaben diesem Plan ihren völligen Beifall; nur Rudolph wendete dagegen ein:

Wenn Seyfried aber allein und unbewafnet ist, — und wir sind doch unserer einige mit Waffen — so wäre es doch wohl besser, wir suchten ihn lebendig in unsere Gewalt zu bekommen, als daß wir ihn tödeten. Warum sollen wir unnützerweise Blut vergießen? Und

wenn

wenn es auch das Blut des größten Böswichts wäre; es ist doch immer Menschenblut!

Der Ritter. Auch ich verabscheue den unnöthigen Mord eines Menschen und rühme eure Denkungsart. Allein in diesem Falle Seyfrieds zu schonen wäre unrecht. Es wäre unser größtes Unglück. Wir würden nicht allein unsere Freunde nicht befreien können, sondern würden auch unsere eigene Freiheit, und wohl gar unser Leben verlieren, wenn wir jezt dem Vorschlage eures zu weichen Herzens Gehör geben wollten.

Rudolph. Das begreife ich nicht. Haben wir Seyfrieden erst einmal in unserer Gewalt, so muß er uns alles versprechen und thun, was wir nur haben wollen. Und vielleicht entdeckt er uns noch viele seiner Bosheiten, die wir gut machen können, wozu wir uns aber ausser Stand setzen, wenn wir ihn des Lebens berauben.

Der Ritter. Ihr irret euch. Seyfried würde uns freilich alles versprechen, was wir von ihm verlangten, so bald er sähe: er befände sich in unserer Gewalt — aber halten würde

er

er es nie. Er hat schon zu viele Beweise seiner Hinterlist und Treulosigkeit gegeben, als daß wir ihm trauen sollten. Habt ihr es etwa schon vergessen, wie treulos er gegen euren Vater handelte? — Brächten wir ihn nun auch wirklich gefangen nach Ruhburg, und das müßten wir doch — glaubt ihr, er würde uns, auf unser Verlangen, die Freiheit seiner Gefangenen schenken? Gewiß nicht! Er würde seine Gehülfen, er würde seine Knechte auffordern sich unserer zu bemächtigen und wir wären gegen diese Uebermacht verloren. Tödten wir ihn aber, so kann sich einer von uns der Rüstung Seyfrieds bedienen. In dieser wird er — da man ihn für Seyfried selbst halten wird — ungehindert in Ruhburg eingelassen. Wir andern begleiten ihn, und wenn wir sie dann dort unvermuthet überfallen, wenn sie sehen, daß Seyfried todt ist, wird es uns leicht seyn unsern Plan auszuführen. Wir kommen dann zur Nachtzeit, wenn alles im Schlosse in Ruhe ist. Niemand hat Verdacht gegen uns, wir bemächtigen uns aller ohne Blutvergießen. Alles dies kann aber nicht geschehen, wenn Seyfried am Leben bleibt.

Rudolph. Ihr habt recht; ich sehe meinen Irrthum ein.

Der

Der Ritter. Und hat etwa Seyfried nicht den Tod verdient? Ist er nicht Ursache des Todes so vieler Unschuldigen? Ist es nicht Zeit, daß seinen Bosheiten ein Ende gemacht, daß sie bestraft werden. Schätzt euch glücklich, daß ihr, der doch am mehresten von ihm gelitten, an dem er sich am größten versündiget, das Werkzeug seiner Bestrafung seyn könnt! Bedenkt, daß ihr hier die Stelle eures Vaters vertreten müßt; daß ihr das Unglück rächen sollt, unter welchem er, und eure Mutter, und eure Schwester, so lange unschuldig geseufzet!

Rudolph! Genug! Er soll meinem Schwerdte nicht entgehen! Wie könnte ich es besser weihen, als wenn ich den damit bestrafe, der soviel an mir und an den Meinigen verschuldet!

Der Ritter. Jezt müssen wir uns aufmachen, damit wir nicht seine Zurückkunft versäumen. Wir wollen uns im Walde an einen sicheren Ort begeben. Es dämmert schon, er wird uns nicht gewahr werden. Wenn ich ihn bemerke, werde ich euch ein Zeichen geben, damit ihr, der ihr ihn nicht kennt, nicht einen Unschuldigen tödtet. Und denn fallt ohne Barm-

her-

herzigkeit über ihn her. Wir werden euch schon beistehen, wenns nöthig ist. Und wenn dies geschehen ist, wenn wir unsern größten Feind aus dem Wege geräumt haben, dann auf nach Rubburg! in euer Eigenthum! zu eurer Familie! zu meiner Bertha!

## IV.

Verabredetermaßen machten sich nun die Ritter mit Rudolph auf den Weg, zu dem bestimmten Platz im Walde, und harrten lauschend der Zurückkunft Seyfrieds. Sie mochten ohngefähr eine Viertelstunde in ihrem Hinterhalte gelegen haben, so sahen sie ihn kommen. Der alte Ritter winkte, Rudolph entbrante von Zorn und Rachbegierde, und eilte plötzlich auf ihn los. Er zog sein Schwerdt, drang auf ihn ein, und wollte eben einen Streich führen, der gewiß nicht das Leben Seyfrieds verfehlt haben würde, als auf einmal die Gestalt Seyfrieds verschwand, und — Ottomars Geist vor unserm Rudolph stand. —

Dieser blieb erstarrt stehen. Sein Schwerdt entsank seinen Händen.

Ha! schrie er endlich, du bist ein höllischer Geist, der Ottomars Gestalt angenommen!

Wie

— Wie könnte mich Ottomar abhalten, den bösen Seyfried zu bestrafen? — Wie könnte er mich hindern der Erretter der Meinigen zu werden?

Ottomars Geist. Du irrst dich. Sieh mich recht an! Ich bin der Geist deines Ottomars. Ich will dich nicht von der Bestrafung Seyfrieds abhalten. Ich will dich auch nicht verhindern, der Erretter der Deinigen zu werden, deren Befreiung ich dir als eine deiner heiligsten Pflichten vorgestellt habe. Nur den Mord eines rechtschaffenen unschuldigen Mannes konnte ich dich nicht begehen lassen. — Frage deine Begleiter, und sie werden dir die Wahrheit meiner Aussage bestätigen.

Rudolph sahe sich nach seinen Begleitern um — sie waren verschwunden. Er erstaunte und wußte nicht was er dazu sagen sollte.

Ottomars Geist. Ein höllischer Geist, der die Gestalt des alten Ritters Hildebrand, der dich hieher geführet, angenommen, wollte dich zu dem Morde des rechtschaffnen Ritters Wilibald verleiten. Seine ganze Erzählung, wodurch er dich zu täuschen suchte, ist ein Gewebe

webe von Lügen. Höre von mir die Wahrheit, und du wirst über die Gefahr erstaunen, in welcher du gewesen.

Rudolph. Rede, seliger Geist meines Ottomars, rede! Denn noch kann ich mich nicht zurecht finden.

Ottomars Geist. So höre dann! — Es lebt hier in der Nachbarschaft der alte wollüstige Hildebrand, mit welchem der Teufel schon lange in einem Bündniß steht. Hildebrand ist eben auf dem Punkte sich ihm ganz und auf ewig zu verschreiben, nur eine Bedingung sollte ihm der Teufel noch vorher zugestehen und erfüllen. Er sollte die schöne unschuldige Bertha, die einzige Tochter Wilibalds in seine Gewalt verschaffen, um an ihr seine wollüstigen Begierden zu befriedigen. Der Teufel versprach es ihm, und beschloß dich als Werkzeug zu ihrer Entführung zu gebrauchen. Er nahm deshalb die Gestalt Hildebrands an, er überredete dich: Bertha sei seine entführte Tochter, und Wilibald, der Vater derselben, sei Seyfried, der Feind deines Vaters. Durch diese Lüge, und durch die dadurch in dir erregte Hoffnung, bald die Deinigen zu befreien, gelang es ihm

sich

sich dein Zutrauen zu verschaffen und dich zu täuschen. — Ich erfuhr diesen höllischen Plan, und es ward mir vergönnt die Ausführung desselben zu hindern. Ich nahm deshalb die Gestalt Wilibalds an. Wäre dies nicht geschehen, so wärest du der Mörder eines rechtschaffenen Mannes geworden, und hättest seine Tochter in die Gewalt des alten Wollüstlings gebracht.

Rudolph. O wie sehr danke ich dir, Geist meines Ottomars, daß du mich von einer schändlichen That zurück gehalten, die ich durch höllische List und Künste verleitet, bald wider meinen Willen, und ohne meine Schuld begangen.

Ottomars Geist. Wider deinen Willen zwar, — denn sonst hätte ich dich nicht davon abhalten können — aber nicht so ganz ohne deine Schuld, wie du zu glauben scheinst.

Rudolph. Was habe ich denn begangen, daß ich mir vorzuwerfen hätte?

Ottomars Geist. Mancherlei. — War es nicht Unvorsichtigkeit von dir, daß du so viel Zutrauen auf die Erzählung fremder, dir ganz unbe-

unbekannter Leute setztest? Hattest du wohl auch nur einen einzigen Beweiß ihrer Aufrichtigkeit, ihrer Wahrheitsliebe und ihrer Rechtschaffenheit gesehen? O mein Sohn! wenn es darauf ankommt, einem Menschen das Leben zu rauben, muß man behutsamer seyn.

Rudolph. Der alte Ritter kündigte sich aber doch als einen alten Freund meines Vaters an, wie könnte ich also ein Mißtrauen in ihn setzen, da du mir selbst so oft gesagt, daß mein Vater nur ein Freund der Rechtschaffenen gewesen?

Ottomars Geist. So hättest du dich doch nach seinem Namen erkundigen sollen! Vielleicht wäre er dir bekannt gewesen?

Rudolph. Und wenn er dies nicht gewesen wäre? Und wenn mich der höllische Geist durch eine neue Lüge irre geführt hätte?

Ottomars Geist. So hättest du doch deine Pflicht gethan. — War es nicht ferner eine Uebereilung von dir, daß du dich so geschwinde — wider deinen erstern bessern Entschluß, überreden ließest, dem vermeinten Sey-

fried

fried das Leben zu nehmen? Wie hätte er euch schaden können, wenn ihr ihn lebendig in eurer Gewalt gehabt hättet? War er nicht bei der geringsten Widersetzlichkeit in beständiger Gefahr, daß ihr seinem Leben ein Ende machen würdet? Ein feiger Bösewicht, wie Seyfried, nach der Aussage deines Verführers, in der That ist, wagt alles um nur sein Leben zu erhalten. —

Du wolltest ferner einem unkannten Manne das Leben rauben, der dir zwar für Seyfried ausgegeben war, dessen Person du aber doch nicht kanntest; hättest du es nun nicht bedenken sollen, daß du hier irre geführt werden könntest? — Um dich aber von der Erkenntniß deines Irrthums abzuhalten, darum wollte dein Verführer nicht zugeben, den vermeinten Seyfried lebendig gefangen zu nehmem. Denn wie bald wäre sonst seine List endekt worden.

Rudolph. Ich erkenne mein Unrecht. Verzeihung, mein Vater! In Zukunft will ich mich keiner solchen Unvorsichtigkeit schuldig machen.

Ottomars Geist. Dies erwarte ich auch um so mehr von dir, da ich weiß, daß du nicht

fehlen

fehlen wolltest. — Es stehen dir aber noch grössere und härtere Prüfungen bevor. Sey auf deiner Hut, mein Sohn. Sey wachsam auf das, was dir begegnet; vor allen Dingen aber sey wachsam auf dich selbst.

Ottomars Geist verschwand, und ließ Rudolphen in einer schmerzhaften Empfindung zurück.

Die nahe, und so frohe Aussicht auf die Errettung der Seinigen war nun auf einmal ganz vereitelt; eine Gelegenheit zu einer vermeinten guten Handlung war ihm geraubt; er war schrecklich irre geführt, und war in ein Gewebe, von ihm verabscheueter Laster verwickelt worden. Konnte ihm wohl etwas Aergeres begegnet seyn, um seine Furcht vor allen Verbindungen mit Menschen, und vor seiner eigenen Fehlbarkeit zu vermehren? Nichts blieb ihm zu seiner Beruhigung übrig, als das tröstende Bewußtseyn, nicht mit Vorsatz gefehlt zu haben, und die Freundschaft und der Schutz seines Ottomars.

V.

Scham, Zorn und Wuth erfüllten den Teufel, als er seinen Anschlag auf Rudolph vereitelt sahe. — Schon triumphirte er, als er ihn den tödlichen Streich auf Wilibald führen sahe, schon glaubte er ihn mit unauflöslichen Banden mit sich verbunden, — und jezt war er von ihm entfernter als je. Der Gedanke an Ottomars Geist, an dessen, Rudolphen geleistete Hülfe, quälte ihn nicht weniger, als die vereitelte Freude, Rudolphen zum Werkzeug seiner Bosheit gebraucht zu haben. —

Mitten unter den Vorwürfen, die er sich selbst machte, mitten unter den neuen Plänen, die er zur Verführung Rudolphs entwarf, wurde er Ottomars Geist gewahr, und seine Wuth stieg noch höher.

Verfolgst du mich noch, rief er ihm zu, um mich mit deiner Schadenfreude noch mehr zu quälen. Triumphire noch nicht! bald — ich bin des gewiß, — wird dir mein Anblick eben so verhaßt seyn, als mir jezt der deinige.

Ottomars Geist. Nicht Schadenfreude, nicht das Vergnügen dich noch mehr zu

quälen

quälen, bringt mich zu dir. Schadenfreude, und das Vergnügen über das Unglück eines andern — und wenn es auch das verdiente Unglück eines Verführers der Rechtschaffenen, das Unglück eines Teufels wäre, findet sich nicht bei den Geistern des Himmels. Nur warnen will ich dich, deine Verdammniß, durch deine vergeblichen Bemühungen, Rudolphen zu einen Anhänger des Lasters zu machen, nicht noch mehr zu vermehren. Es wird dir nicht gelingen. Laß also ab von ihm.

Der Teufel Ha! Wie du für deinen Rudolph so besorgt bist, daß du mich selbst zu täuschen suchst. Ich merke aber deine List. Und deine Besorgniß stärkt meinen Muth, zum Gebrauch meiner Macht.

Ottomars Geist. Deiner Macht? — Was kannst du damit ausrichten? Sie ist eingeschränkt. Nur die Macht der Tugend hat keine Grenzen. Und so wird auch Rudolph's, obgleich noch nicht durch Prüfungen gestärkte Tugend, nicht allein gegen deine, sondern auch gegen die Macht aller deiner Gehülfen, ja selbst gegen die Macht Beelzebubs Stand halten.

Der Teufel. Spotte nur meiner eingeschränkten Macht. Ich will dir diese kurze Freude gönnen. Ist auch meine Macht eingeschränkt, so ist doch meine List grenzenlos, und dieser wird und muß Rudolphs, von dir so hochgepriesene Tugend unterliegen.

Ottomars Geist. Es wird nicht geschehen. Auch deiner List ist Ziel gesetzt, welches sie nicht überschreiten darf. Nur noch sechs Proben für Rudolphs Tugend sind dir erlaubt — so hat der Rathschluß des Ewigen bestimmt. Hat Rudolph diese überstanden, und wie ich gewiß glaube, glücklich überstanden, so ist für die ganze Zukunft alle deine Macht und List an ihm verloren, und deiner harrt, für vergebliche Mühe, die schrecklichste Verdammniß.

Der Teufel. Ich muß mich dem unterwerfen. — Aber mein Muth und mein Zutrauen zu mir sollen mich nicht verlassen. Eher will ich mich den schrecklichsten Quaalen unterwerfen, ehe ich von Rudolph ablasse. Und welche Quaal könnte auch wohl größer seyn, als die, nicht alles versucht zu haben, durch Rudolphen das Reich Beelzebubs zu vermehren.

Ottomars Geist. Ich habe dich gewarnt. — Ich werde auch Rudolphen warnen; und gegen deine Verführung schützen.

Der Teufel. Thue was du willst und kannst — Rudolph muß der meinige werden, und sollte ich ihn der Tugend selbst aus den Armen reißen.

Ottomars Geist verschwand; aber einer des Teufels würdiger Gesellschaft trat zu ihm. Es war ein anderer Teufel, der schon lange damit umgieng, die unschuldige Bertha, die Tochter des rechtschaffenen Wilibald zu verführen. Auch ihm war bis jezt sein Vorhaben mißlungen. Beide beklagten sich über die Hartnäckigkeit der Tugend derer, die sie verführen sollten.

Um sich zu neuen Versuchen zu ermuntern, hub sich unter ihnen folgendes Gespräch an:

Der erste Teufel. Laß uns in Zukunft gemeinschaftlich handeln, dies muß die Ausführung unsers Vorhabens erleichtern.

Der zweite Teufel. Gut. Wie schön wäre es, wenn wir Rudolph und Bertha

zusam

zusammen bringen könnten! Wenn denn eins das andere verführte! Sie verlassen sich beide auf ihre eigene Tugend. Ihre jezigen Prüfungen haben noch nicht den Reiz gehabt, der ihrer Jugend angemessen ist. — Bertha ist schön, Rudolph ist schön. Wenn sie sich nun kennen lernen, wenn einer der Tugend des andern eben so viel traut, als seiner eigenen, so ist ihr Fall unvermeidlich.

Der erste Teufel. Gewiß! Triumphirend kehren wir dann zu Beelzebub zurück. Sein Beifall und sein Lohn sollen uns nicht entgehen.

Der zweite Teufel. Warlich nicht! — Und kein Ottomar soll uns diesen Lohn entreißen. — Ich werde sorgen, daß Bertha und Rudolph zusammen kommen.

Der erste Teufel. Ohne Verzug dann ans Werk.

---

# Der
# Geist Ottomars,
## oder
## Rudolph von Ruhburgs
## Prüfung und Lohn.

---

### Dritter Abschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0108-7

# Dritter Abschnitt.

## I.

Rudolph war durch den im vorigen Abschnitte erzählten Vorfall so schüchtern gemacht, daß er sich entschloß, die nächste Nacht lieber im Walde zu bleiben, als sich unter Menschen zu begeben, und — welches er nothwendig damit verbunden hielt — sich neuen Versuchungen auszusetzen. — Glücklicherweise entdeckte er auch bald eine Höhle, die ihm zur erwünschten Lagerstätte bequem schien. Er begab sich hinein, um über den erlebten Vorfall weiter nachzudenken, und sich von den mancherlei Empfindungen, die sich den Tag über seiner bemächtigt hatten, zu erholen. — Jemehr er aber über die Begebenheiten des Tages nachdachte, desto gefährlicher schien

ihm

ihm seine Lage. — Ohne Freunde, ja sogar ohne Bekannte, wie sollte er es anfangen, sich mit rechtschaffenen Menschen zur Befreiung der Seinigen zu verbinden, da ihm sein Zutrauen auf andere gleich das erstemal, da er sich unter fremden Personen befand, so sehr fehlgeschlagen war? — Wie sollte er selbst für die Erhaltung des Lebens sorgen, da er in jedem Menschen, dem er sich näherte, nach seiner jezigen Meinung, einen Verführer zum Bösen befürchten mußte? — Wie wird er bei den harten Prüfungen, die ihm, nach dem Ausspruche des Geistes Ottomar's noch bevorstanden, seine Tugend unverletzt herausbringen, wenn ihn sein Eifer für dieselbe, wie er es nun schon erfahren hatte, so leicht zu Unvorsichtigkeiten hinreißt? — Wie sollte er je Gelegenheit haben, gegen Andere gefällig und wohlthätig zu seyn, da er so gegründete Ursachen hatte, sich so viel als möglich von der menschlichen Gesellschaft entfernt zu halten? —

Diese und ähnliche Besorgnisse, die in seiner Lage wohl nothwendig waren, quälten den guten Rudolph nicht wenig. Sie raubten ihm seine Ruhe im Wachen, sie störten seine Erholung im Schlafe. Denn auch dieser wurde durch schreckliche Träume unterbrochen, in welchen

chen ihn seine höllischen Verführer, bald in dieser, bald in jener Gestalt, zu allerhand Lastern zu verleiten suchten.

Kaum war daher der folgende Morgen angebrochen, so verließ er sein Lager und seine Höle, und sich auf seine gerechte Sache und den Schutz seines Ottomar's verlassend, begab er sich auf den Weg. Wohin er sich nun wenden sollte, wußte er zwar nicht, denn ihm war jeder Ort gleichgültig. Er überließ daher die Wahl seines Weges mehr der Willkühr seines Pferdes, als seiner eigenen Ueberlegung, von der er hier auch in der That keinen Gebrauch machen konnte.

Die frische Kühle des Morgens, der Reiz der über die ganze neubelebte Natur ausgegossen war, der frohe Gesang der befiederten Bewohner des Waldes, das sorglose Herumgaukeln der Schmetterlinge, die sanfte Röthe des östlichen Himmels, die feierliche Stille, die rund um ihn verbreitet war, dies alles wirkte auf seine fühlende Seele so sehr, daß sich seine Schüchternheit allmählig verlor, und sein Muth zu edeln Thaten stärker als vorher belebt wurde. Jezt fühlte er sich wieder stark genug, allen nur möglichen Versuchungen entgegen zu gehen. — Ja! jezt wünschte er

sie,

sie, weil er Kraft genug in sich fühlte, sie zu überwinden. Er änderte daher auch seinen Entschluß, sich von Menschen entfernt zu halten, weil er sonst von der Kraft, die ihn belebte, doch keinen Gebrauch würde machen können, welches er für Unrecht hielt.

O Natur! du, deren Einfluß auf unsern Körper und Geist so wohlthätig ist, warum überlassen wir uns doch nicht öfter, deiner Anschauung deinen Eindrücken? — Warum verschließen wir unsere Sinne so häufig gegen deine reizenden Einladungen? Warum schließen wir uns freiwillig in dumpfe Kerker ein, die alle Kräfte unsers Geistes lähmen, alle bessere Empfindungen unterdrücken, und nur die Leidenschaften der Habsucht, des Neides, des Stolzes und der Unzufriedenheit in uns nähren? — O laß mich aus deiner Fülle schöpfen — wie leicht werde ich dann die Tausende von Bedürfnissen mit Freuden entbehren, um deren Besitz oder Genuß sich die meisten Menschen aller Freuden des Lebens berauben? Was ist alle Kunst gegen dich! Nie, nie will ich diese deiner Schönheit vorziehn. Nur zu dir will ich fliehn, wenn fehlgeschlagene Hoffnungen mich kränken — zu dir, die du nie eine Hoffnung ganz unerfüllt läßest. In deinem

Schooße

Schooße will ich neue Kräfte sammeln, wenn ich sie im Streite gegen menschliche Unvernunft und Ungerechtigkeit vergebens verschwendet habe! Natur! dir will ich treu bleiben, bis einst deine Erde meinen entseelten Staub deckt.

II.

Rudolph mochte ohngefähr eine Stunde, sich seinen Empfindungen überlassend, fortgeritten seyn, als er in der Ferne eine Stimme kläglich um Hülfe rufen hörte. Schnell lenkte er sein Roß nach der Gegend hin, aus welcher diese Stimme ertönte. Nicht lange, so wurde er ein Frauenzimmer gewahr, die sich vergebens von zwei Männern, die sich ihrer schon bemächtigt hatten, loßzumachen bemüht war. Der eine war eben im Begriff, sie auf sein Pferd zu nehmen, und mit ihr davon zu jagen, als Rudolph nahe bei ihnen war. Je näher er kam, desto dringender flehte das Frauenzimmer um Hülfe und Rettung, und Rudolph war auch sogleich bereitwillig, sie ihr zu leisten. Er zog sein Schwerdt und drohte den Räubern, wenn sie ihre Beute nicht sogleich frei gäben, sie ihnen mit Gewalt zu entreißen. Diese, welche sich auf den geschickten Gebrauch ihrer Waffen, und auf ihre Uebermacht verließen, wollten sich nicht

dazu

dazu verstehn. Sie droheten vielmehr unserm Rudolph, wenn er sich nicht freiwillig zurück zöge, und sie ungehindert fortziehen ließe, so würden sie sich auch seiner bemächtigen. Sie störten ihn nicht, und forderten ein gleiches von ihm; und nie würden sie es zugeben, daß er sich in Sachen mischte, die ihm nichts angiengen. Und so wollten sie ihrer Wege ziehen.

Halt! schrie ihnen Rudolph zu. Entweder ihr laßt sogleich dies Frauenzimmer los, oder mein Schwerdt soll euch die Lust zu solchen Bubenstücken auf immer benehmen.

Der eine Räuber. Wer seyd ihr, daß ihr uns gebieten wollt. Wir thun nur, was recht ist. Wollt ihr uns verhindern, einem gekränkten Vater seine entlaufene Tochter zurück zu bringen?

Das Frauenzimmer betheuerte, daß dies eine Unwahrheit wäre, und wollte ihre Geschichte erzählen, um Rudolphen über diesen Vorfall aufzuklären. Die Räuber aber verboten es ihr.

Rudolph sahe daher ein, daß sie ihn durch Lügen irre zu führen suchten, und bestand ernstlich

lich auf seiner Forderung. Die Räuber antworteten: Entweder ihr laßt uns ungestört unsers Weges ziehen, oder wir durchbohren diese und euch.

Nun glaubte Rudolph keinen Augenblick verlieren zu dürfen. Er drang plötzlich mit seinem Schwerdte auf den Räuber ein, der das Frauenzimmer auf seinem Pferde hielt, und brachte ihm einen so glücklichen Hieb über den Arm bei, daß er sogleich die Zügel des Pferdes fallen ließ. Der andere Räuber nutzte diesen Augenblick und schlug mit seinem Schwerdte nach Rudolphs Kopfe. Glücklicherweise bemerkte es dieser, und entwich durch eine schnelle Wendung dem gefährlichen Streiche, der seinem Leben gewiß ein Ende gemacht hätte, wenn er ihn in seiner ganzen Stärke getroffen. Jezt kam er mit einer leichten Wunde davon. Die Gefangene sprang vom Pferde des ersten Räubers, er selbst aber nahm die Flucht, weil er sich zum weitern Streite unfähig fühlte.

Mit dem zweyten Räuber aber gab es noch einen harten Kampf, dessen Ausgang lange zweifelhaft blieb. Rudolph hatte schon verschiedene, obgleich nur leichte Wunden, und sein

Geg-

Gegner noch keine. Die Angst und das Bitten des Frauenzimmers aber stärkten Rudolphs Muth und Hofnung. Er war auch endlich so glücklich seinen Gegner, wenn gleich nicht zu besiegen, so doch, so zu ermüden, daß er sich nicht getraute länger Stand halten zu können. Er nahm also ebenfalls die Flucht. Rudolph ließ ihn ziehen; denn er hielt es für nothwendiger, das Frauenzimmer in Sicherheit zu bringen, als den fliehenden Räuber zu verfolgen.

Habt Dank, edler Ritter! sagte das Frauenzimmer, daß ihr euch einer Unbekannten so edel angenommen; daß ihr euer Leben für mich in Gefahr gesetzt, die ich euch nur mit Worten danken kann.

Rudolph. Schweigt davon. Was ich that war meine Pflicht; und ich versichere euch, daß ich sie gegen euch sehr gern erfüllt habe. Sagt nur, wie ich euch jezt ferner dienen kann.

Das Frauenzimmer. Wollt ihr eure Gefälligkeiten gegen mich noch vermehren, so begleitet mich nach dem Schlosse meines Vaters. Es ist zwar hier in der Nähe, und ich würde

es

es auch allein ohne Gefahr erreichen können; allein, ihr edler Ritter, braucht Erhohlung und Pflege, — denn wie ich sehe, so bluten eure für mich erhaltenen Wunden noch, — und ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich euch dieselbe wo anders, als in dem Schlosse meines Vaters suchen ließe. Und wie leichte könntet ihr auch wieder in eine neue Gefahr kommen, ehe ihr noch Kraft zum neuen Widerstande gesammelt habt.

Rudolph. Ich nehme euer Anerbieten mit Dank an. — Ich bin überdem begierig zu erfahren, wie ihr in die Gefahr gekommen, aus welcher euch zu erretten, ich so glücklich gewesen!

Das Frauenzimmer. Ich würde sogleich euer Verlangen befriedigen, um euch zu zeigen, wie begierig ich bin, euch für die erhaltene Wohlthat gefällig zu seyn, allein die Geschichte ist zu weitläuftig. So bald ihr in Ruhe seyd, will ich sie euch erzählen.

Rudolph nahm nun das befreiete Mädchen — denn daß es ein solches war, werden meine Leser lange gemerkt haben — auf sein

Pferd

Pferd, und ritt mit ihr nach dem Schlosse ihres Vaters, welches in der Ferne vor ihnen lag. Unterweges hatte er Zeit und Gelegenheit die schöne Gestalt seiner Erretteten ruhiger zu betrachten, als es vorher hatte geschehen können. Je mehr er sie ansahe, je mehr er ihr zuhörte, desto mehr fand er an ihr zu bewundern. Und so lieb ihm auch die Befreiung eines jeden andern Menschen gewesen wäre, so war es doch natürlich, daß ihm die Errettung einer solchen liebenswürdigen Person noch viel lieber war.

Zwar ist der Eindruck den dies Mädchen auf Rudolph machte, noch kein Beweis, daß sie wirklich so schön und so liebenswürdig war, als er es glaubte. Ein solcher Neuling als unser Ritter war, und in seinem Alter, mußte auch wohl eine mittelmäßige Schönheit sehr einnehmend finden. Wir sehen es ja noch täglich an Personen, die von Jugend auf an den Anblick schöner Gesichter gewöhnt sind, daß sie sich oft von ganz alltäglichen Reitzen besiegen lassen. — Wir dürften uns also gar nicht wundern, wenn dies auch bei Rudolph, der seit seiner Kindheit noch kein Frauenzimmer — einige Dorfmädchen ausgenommen, gesehen hatte, der Fall gewesen. Allein zum Troste meiner

Leser

Leser, denen selbst in einer Geschichte mit einem hübschen Mädchen mehr als mit einer häßlichen gedient ist, muß ich versichern, daß das Mädchen, welches Rudolph auf seinem Pferde hatte, wirklich eben so schön und liebenswürdig war, als sie ihm vorkam.

Ich fürchte nicht, daß einer von den Lesern dieser Geschichte, ein so strenger und übermenschlicher Moralist seyn werde, zu glauben, daß das Wohlgefallen Rudolphs an der Schönheit und den übrigen Annehmlichkeiten seiner Befreiten seiner Tugend Abbruch gethan, oder die Verdienstlichkeit der ihr geleisteten Hülfe erniedrige. Denn ich glaube, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten zu können: Jeder von ihnen würde lieber eine junge liebenswürdige Person, als eine solche, die als ein sicheres Mittel, auch gegen die kleinsten Regungen der Liebe zu empfehlen ist, also eher eine Rezia als eine Maritorne aus einer Gefahr befreien, ohne sich deshalb Vorwürfe zu machen. Selbst wenn ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit ein Beweggrund wäre, ihr desto thätigere Hülfe zu leisten; — wer würde es nicht sich und Andern vergeben? — Und doch war dies nicht einmal bei Rudolphen der Fall. Er war

sogleich zur Hülfe bereit, als er darnach schreien hörte. Daß der Wohlklang der um Hülfe rufenden Stimme ihn geschwinder gemacht haben sollte, ist schwerlich zu glauben. Denn, wie wir wissen, eilte er zur Hülfe, ehe er überlegte, wer es wohl seyn könnte, der derselben bedürfte. Und überdem war ja der Schauplatz in einem dichten Walde, in welchem sich bekanntermaaßen die Schönheit einer Stimme in einer geringen Entfernung leicht verliert. Als er näher kam sahe er mehr auf die Gefahr selbst, als auf die Person welche sich in derselben befand. Diese genauer zu beobachten hatte er erst Zeit, als die Gefahr vorüber war, welches jeder wissen wird, der sich einmal selbst in einer wirklichen oder auch eingebildeten Lebensgefahr befunden.

Eben so wenig kann man es dem geretteten Mädchen verargen, daß sie sich durch ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit bei Rudolph beliebt machte. Die Empfindungen der Dankbarkeit ist guten Seelen zu natürlich, als daß sie nicht alles thun sollten, um ihren Wohlthätern Freude zu machen. — Und je weniger sie daran denken, desto sicherer erreichen sie ihrem Zweck. Wer muß es aber nicht auch billig finden, seinem Erretter zu zeigen, daß es sich auch der Mühe verlohnte, die er sich um un-

sere Errettung gegeben? — Bedenken wir nun noch, daß die Freude, aus der größten Gefahr, in die ein unschuldiges, ihre Unschuld über alles liebendes Mädchen kommen kann, errettet zu seyn, — wie wir dies in der Folge hören werden — ihr nicht so viel Zeit ließ, zu überlegen: daß sie ihre Vorzüge — die sie vielleicht selbst nicht einmal kannte — verbergen müsse, um nicht dem Herzen und der Ruhe ihres Erretters gefährlich zu werden, so ist es gar nicht abzusehen, wie man dies Mädchen mit der Eroberungssucht beschuldigen kann. Dafür will ich aber auch zugeben, daß sich bei tausend Andern, in einem ähnlichen Falle, keine solche Entschuldigungsgründe anführen lassen.

Es liegt mir zu viel daran, daß meine Leser die Personen, die in dieser Geschichte, und auch im wirklichen Leben vorkommen, nicht für schlechter halten, als sie in der That sind, als daß ich sie nicht da rechtfertigen sollte, wo ich befürchte: man werde ihnen ungerechte Vorwürfe machen. Es giebt ja, leider! der offenbaren Bösewichter genug, warum sollten wir also ihre Anzahl, wenn auch nur in der Einbildung zu vermehren suchen. Würden wir das alte Sprüchwort: lieber Zehn ehrlich, als Einen unehrlich machen! bei der Beur-

theilung Anderer nicht so oft aus den Augen setzen, wir würden gewiß dabei gewinnen. — Und warum sollten wir uns selbst, ohne andere Vortheile dafür zu erhalten, um diesen Gewinn bringen? Wären wir nur willens, das Gute, was sich gewiß noch häufig an andern Menschen findet, auch dafür zu erkennen, wir würden wahrlich! nicht so viele Klagen über die Verderbtheit der Menschen anhören dürfen. —

III.

Nach ihrer Ankunft im Schlosse, war es des Mädchens erste Sorge, ihrem Erretter — nachdem sie ihm nochmals von ganzem Herzen gedankt hatte — Ruhe und Pflege zu verschaffen. Er hingegen dachte weniger an sich, als an seine schöne Befreite. Es lag ihm also auch nichts so sehr am Herzen, als diese näher kennen zu lernen.

Nicht eher, sagte er, werde ich von eurer Güte Gebrauch machen, bis ich weis, wem ich dieselbe zu danken habe.

Das Mädchen. Habt ihr so wenig Zutrauen zu mir, daß ihr euch etwa hier nicht sicher glaubt, ehe ihr wißt, wo ihr seyd, und

ehe

ehe ich euch meinen Nahmen genannt habe? Haltet ihr mich für so undankbar, daß ihr glaubt, ich könnte euch etwas Uebels zufügen lassen, oder wohl gar selbst zufügen?

Rudolph. Nein, edle Jungfrau! So viel Ursache ich auch habe von andern Menschen Böses zu befürchten, so fürchte ich es doch wahrlich! nicht von euch. Und thäte ich es, so würde mir der erste Blick in euer redliches liebevolles Auge beweisen, daß ich Unrecht hätte.

Das Mädchen. Ihr seyd ja eben so galant, als tapfer. Es wäre doppelt Unrecht, wenn ich länger verzögerte, euer Verlangen zu befriedigen, das ihr die Erfüllung desselben erbittet, obgleich ihr das größte Recht habt, dieselbe zu fordern.

Rudolph. Bewahre mich der Himmel! daß ich etwas von euch fordern sollte, was ihr nicht zu thun Willens wäret. — Aber da ich einmal euer Versprechen habe, so bitte ich euch um Gewährung meines Verlangens.

Das Mädchen. Ich heiße Bertha, mein Vater heißt Wilibald.

Rudolph. Wie? Ihr seyd Bertha? des rechtschaffenen Wilibald's Tochter? O zu einer glücklichern Stunde, hätte ich mich wohl nicht heute auf den Weg machen können, als die war, in welcher ich zu euch geführt wurde. Nun bin ich wieder mit meinem Schicksal ausgesöhnt, so viel Ursache ich auch noch vor einigen Stunden zu haben glaubte, und auch wirklich hatte, mich darüber zu beklagen.

Bertha. Ich erstaune. Ihr seyd mir ganz unbekannt, und mich scheint ihr eben so wenig zu kennen, als ich euch. Wie kann es euch also so sehr lieb seyn, lieber mich, als eine Andere aus einer Gefahr errettet zu haben? Kennt ihr etwa meinen Vater?

Rudolph. Von Person eben so wenig als euch, schöne Bertha. Aber auf das Zeugniß eines Freundes, dessen Aussage nicht falsch seyn kann, weiß ich, wie sehr ihr es verdient, daß ich um eurentwillen, mein Leben in eine noch weit größere Gefahr gesetzt hätte, als die war, in welcher ich mich vor einer Stunde befand.

Bertha. Ihr scheint viel Vertrauen auf eure Freunde zu setzen. Ich wüßte doch keinen

von unsern Bekannten, der uns so genau kennen sollte, daß er euch so viel zu unserm Lobe könnte gesagt haben. Vermuthlich ist es ein Freund meines Vaters, der um seinetwillen — denn er verdient gewiß das Lob eines rechtschaffenen Mannes, — auch von mir günstiger urtheilte, als, als ich glaube, daß es der Wahrheit gemäß sey.

Rudolph. Eure Bescheidenheit macht euch ungerecht gegen euch selbst.

Bertha. Diese übergroße Bescheidenheit ist doch nicht, wie man allgemein sagt, meinem Geschlechte eigen. Und so wie ich in keinem andern Stücke eine Ausnahme von derselben bin, so werde ich es auch hierin nicht seyn.

Rudolph. Hierin muß ich euch widersprechen, Bertha! der Freund, von dem ich sprach, kennt euch eben so genau, als euren Vater, ohngeachtet weder ihr noch euer Vater ihn kennet. Ich kann mich jezt nur darüber nicht weitläuftiger auslassen, um euch zu überzeugen, wie viel Ursache ich habe, seinem Zeugniß zu trauen. — Habt jezt nur die Güte, mir zu erzählen, wie ihr in die Gewalt der Buben

kamt,

kamt, von welchen euch zu befreien, ich heute so glücklich war.

— Bertha. Es wohnt nicht weit von hier ein alter, sehr böser Ritter mit Namen Hildebrand, der mir schon lange nachgestellt, um etwas von mir zu verlangen, das ich ohne die innigste Scham und Verachtung gegen ihn, nicht denken kann.

Rudolph. Mir ist dieser Nichtswürdige bekannt. Auch von seinen schändlichen Anschlägen auf eure Tugend habe ich gehört. Ich weiß aber auch, wie redlich ihr denselben widerstanden.

Bertha. Ihr scheint ja mit meiner Geschichte — obgleich ich nicht begreifen kann, auf welche Art — eben so bekannt zu seyn, als ich selbst. Ich brauche euch also wohl weiter nichts zu erzählen?

Rudolph. Ich weiß zwar viel von euch, und ihr werdet erstaunen, wenn ich euch sage, daß ich mich noch erst gestern, durch eine erdichtete Erzählung bald hätte verleiten lassen, wider euch zu handeln, und die Absicht Hildebrands

brands, so sehr ich sie jezt verabscheue, da ich sie kenne, zu befördern. — Nur ein außerordentlicher glücklicher Zufall, hat mich von dem erschrecklichen Schritte zurück gehalten, den ich zu thun Willens war. Aber von dem Vorfall, der euch heute begegnete und der, wie ich nun erfahre, auch auf die Rechnung des bösen Hildebrands zu schieben ist, habe ich nichts gewußt. Ich hätte mir sonst gewiß alle Mühe gegeben, denselben zu verhindern — um euch den heutigen Schrecken und die heutige Angst zu ersparen; obgleich er mir jezt sehr lieb ist, da er mir Gelegenheit verschaft hat, mit euch bekannt zu werden.

Bertha. Ich danke euch für eure gütige Meinung von mir, da ich doch nichts für euch habe thun können, was euch zu derselben berechtigte. — In der Hofnung nur, daß ihr mir eure, mir sehr räthselhafte und doch wichtige Erzählung künftig deutlicher machen werdet, und daß ihr des Zutrauens würdig seyd, das ich in euch setze, will ich euch meine Geschichte weiter erzählen.

Rudolph. Ich werde euer gerechtes Verlangen mit der größten Bereitwilligkeit erfüllen

und

und dann werdet ihr sehen, daß ich des Zutrauens nicht unwürdig bin, das ihr mir schenket.

Bertha. Der nichtswürdige Hildebrand hat alles versucht, Verheißungen und Drohungen, um mich zur Befriedigung seiner schändlichen Absichten zu verleiten. Da aber sein Begehren so verabscheuungswürdig war, so war es mir unmöglich darein zu willigen. Er hat oft durch List versucht mich in seine Gewalt zu bekommen, weil ich aber alle Ursache hatte ihm nicht zu trauen, so ist sie ihm nie gelungen. Offenbare Gewalt hat er bis jezt noch nicht brauchen lassen, um mich zu ihm zu bringen; vermuthlich hat er sich vor meinem Vater gefürchtet, den er als einen tapfern Mann kennt. Nur heute hat er es zum erstenmale versucht.

Ich gieng heute noch vor Aufgang der Sonne ganz allein, ohne die mindeste Gefahr zu befürchten, nach der Gegend, in welcher ihr mich fandet, um mich der aufgehenden Sonne und des schönen Morgens, nach meiner beinahe täglichen Gewohnheit zu erfreuen. Indem ich mich nun ruhig meinen Empfindungen und Gedanken überließ, sprengten plötzlich zween Reuter, die

hinter

hinter einem Gebüsche versteckt gewesen, auf mich los, welche ich so gleich für Hildebrands Truppen erkannte. Ich suchte zu entfliehen, aber vergebens. Sie waren mir schon zu nahe. Sie bemächtigen sich meiner, und wollten sich mit mir davon machen. Wehren konnte ich mich nicht, Bitten und Versprechen half nichts, ich schrie also um Hülfe. Ihr hörtet es, und waret so edelmüthig euer Leben für mich zu wagen, wofür ich euch nochmals danke und Zeitlebens danken werde.

Rudolph. Dieser Zufall kann euch, nachdem er glücklich überstanden ist, nicht angenehmer seyn als mir.

Bertha. Ich traue es eurem edelmüthigen Herzen zu, daß es euch angenehm ist, mich, meine Unschuld und meine Ehre, aus der Gewalt eines solchen Bösewichts, als Hildebrand ist, befreit zu haben. Aber daß es euch eben so angenehm seyn sollte, als mir, ist wohl nur eine bloße Schmeichelei. Hätte mir euer Beistand auch nicht geholfen, so hättet ihr doch nichts verloren gehabt.

Rudolph. Außer euch selbst, schöne Bertha! Und ich hoffe doch nicht, daß ihr diesen Verlust sogar gering schätzen werdet?

Bertha. Freilich nicht. Dies würde mir meine Eigenliebe nicht erlauben. — Aber im Ernste, guter Ritter. Ich glaube nicht, daß ihr jezt, da wir uns doch schon ein paar Stunden kennen; meinen Verlust eben sehr bemerken würdet, und wie er euch an irgend einer frohen Empfindung hätte hindern können, wenn ihr mich vor unserer Bekanntschaft verloren, kann ich nicht begreifen; denn eigentlich wäre dies doch gar kein Verlust gewesen.

Rudolph machte Miene ihr mit großer Feierlichkeit das Gegentheil zu versichern. Bertha aber merkte es zu gut, was erfolgen würde, nur war ihr sehr bange es anzuhören. Sie ließ also den Ritter nicht zum Worte kommen, sondern fuhr fort.

Bedenkt aber nur, wie viel ich zu leiden gehabt, wenn mich Hildebrand in seine Gewalt bekommen. Und wie traurig wäre es meinem guten alten Vater gewesen, wenn er — der mich so herzlich liebt, mein Schicksal erfahren hätte. — Gewiß hätte er alles angewandt, mich wieder zu befreien, und wie leicht hätte er darüber sein mir so theures Leben verlieren können. — Schade! daß er nicht hier ist, um euch sogleich danken zu können.

Rudolph.

Rudolph. Wie? Euer Vater ist nicht hier? — Das thut mir herzlich leid. Sehr gerne hätte ich diesen rechtschaffenen Mann kennen gelernt. Und so erwünscht mir auch sonst der Aufenthalt bei euch, schöne Bertha, wäre, so erlauben es doch meine Geschäfte nicht, seine Zurückkunft abzuwarten.

Bertha. So dringend werden sie doch nicht seyn, daß sie nicht einen Aufschub von einigen Tagen erlitten. In acht Tagen kommt mein Vater gewiß wieder. Laßt euch also erbitten, so lange hier zu verweilen. Euch ist diese Erhohlung eben so nöthig, wie mir euer Schutz. Ich hoffe ihr werdet mir diesen nicht versagen. Ich bin hier mit wenigen Leuten allein! wie leicht könnte Hildebrand, — da er es gewiß weiß, daß mein Vater abwesend ist — einen neuen Ueberfall mit einer größern Anzahl von Menschen auf uns wagen; und wie würden die wenigen Knechte, die hier sind, diesen, ohne einen solchen tapfern Anführer wie ihr seyd, abhalten können? — Wie bin auch ich im Stande, euch für die Gefälligkeit, die ihr mir erwiesen, zu danken? Vielleicht ist es mein Vater. — Er ist ein erfahrner, tapferer und rechtschaffener Mann; vielleicht

leicht kann er euch den Dank, denn ihr so sehr verdient, besser und thätiger erzeigen, als ich.

Rudolph. Glaubt nicht, edle Jungfrau, daß ich auf Dank und Wiedervergeltung Rechnung mache. Euch aus der Gewalt Hildebrand's befreit, euch, die ihr es so sehr verdient, eine Gefälligkeit erwiesen zu haben, ist mir der süßeste Lohn. Da ihr aber meines Schutzes zu bedürfen glaubt, so erfülle ich mit Freuden euer Verlangen. Und es würde mir lieb seyn, wenn sich noch eine Gelegenheit fände, euch zu zeigen, wie gern ich mein Leben für euch wage. — Ich werde also die Zurückkunft eures Vaters bei euch erwarten.

Bertha. Ich danke euch herzlich für dies Verspechen. — Wie angenehm wird es auch meinem Vater seyn, den Retter seiner Tochter kennen zu lernen. Wie sehr wünschte ich nur, im Stande zu seyn, euch den Aufenthalt auf diesem Schlosse angenehm machen zu können.

Rudolph. Das könnt ihr gewiß, wenn ihr mir nur vergönnt, oft in eurer Gesellschaft zu seyn. Ich wüßte nicht, was mir denn noch fehlen sollte, um so zufrieden und

ver-

gnügt zu seyn, als ich es nach meinen übrigen Umständen seon kann.

IV.

Rudolph war durch die Vorfälle des gestrigen Tages, durch alles, was er gestern und heute gedacht, empfunden und gethan hatte, durch seinen harten Kampf mit den Abgesandten Hildebrands, durch die erhaltenen Wunden, und vornemlich durch die Empfindungen, die ihm Bertha wider sein Wissen eingeflößt hatte, und die, wie meine aufmerksamen Leser schon von selbst werden bemerkt haben, sich seiner allmählig ganz bemächtigten, so angegriffen worden, daß er seine Kräfte ganz erschöpft fühlte. Er willigte deshalb in das wiederholte Verlangen Bertha's, seine Wunden untersuchen und verbinden zu lassen.

Rudolph legte sich also nieder. Bertha schickte sogleich nach einem benachbarten geschickten Wundarzte. Ehe er aber ankam, hielt sie es für ihre Pflicht, Rudolphs Wunden — er hatte sie ja um ihrentwillen erhalten — auszuwaschen und zu verbinden. Und von aller Ziererei auf Kosten der wahren Menschenliebe, war Bertha weit entfernt, obgleich es sich, in unsern Tagen, gewiß tausend Mädchen eher verzei-

zeihen würden, einen jungen unbeweibten Menschen sterben zu lassen, als ihm, ohne weitere Zeugen, in seiner Krankheit beizustehn. Dafür aber, sagt man, machen sie sich auch, wenn er völlig gesund ist, aus einem tête à tête desto weniger Bedenklichkeit.

Nach einigen Stunden kam der Wundarzt. Er fand die Vorsicht, welche Bertha gehabt hatte, sehr löblich. Er untersuchte die Wunden Rudolphs genauer, fand sie zwar nicht gefährlich, gebot aber doch unserm Rudolph, einige Tage das Bette nicht zu verlassen, weil er ihm nur bei völliger Ruhe eine baldige Heilung versprechen könnte. Er selbst mußte wieder fort, versprach aber nach einigen Tagen wieder zu kommen. Vor seiner Abreise aber gab er Berthan die genaueste Anweisung, wie sie Rudolphen behandeln, was und wie sie es gebrauchen sollte.

Bertha war auch äußerst unermüdet und sorgfältig, die erhaltenen Vorschriften auf das pünktlichste zu befolgen. Sie suchte selbst die Kräuter auf, aus denen die Salbe für Rudolphs Wunden gekocht werden sollte, sie kochte sie selbst — denn alle übrigen machten ihr dies viel zu langsam und mit zu wenigem Eifer —.

sie

sie verband ihn selbst, und that alles, was sie nur wußte und konnte, Rudolphs Krankheit zu erleichtern und ihn sobald als möglich von derselben zu befreien. Da sie sahe, daß ihm ihre Gegenwart angenehm war, so verließ sie ihn nur, wenn sie etwas für ihn zu thun hatte. Sie suchte ihn durch ihre Unterhaltung, so viel in ihren Kräften stand, aufzuheitern, und nahm da ihr endlich Rudolph, ihrem Verlangen und seinem Versprechen gemäß, seine Geschichte erzählte, den herzlichsten Antheil an seiner Erzählung. Sie beklagte und beweinte so aufrichtig sein Schicksal, sie nahm so innigen Antheil an dem Unglücke der Seinigen, sie versprach, daß ihr Vater gewiß alles anwenden würde, was er nur vermöchte, ihm zur Befreiung seiner Familie und zur Bestrafung des bösen Seyfrieds und der Gehülfen seiner Bubenstücke, behülflich zu seyn, — daß sich Rudolph während seines Krankenlagers weit zufriedner und heiterer befand, als vorher bei völliger Gesundheit.

Die Ruhe, in der sich jezt Rudolph befand, das, was er für Bertha gethan hatte und sie für ihn that, die Vorzüge des Körpers und Geistes und des Herzens, die Bertha so sehr auszeichneten, machten es wohl natürlich, daß er

sich zu seiner Errettetin und jezigen Pflegerin mehr angezogen fühlte, als wenn sie eine Person seines Geschlechts, oder auch eine bejahrte, von allen Reitzen und Liebenswürdigkeiten entblößte des ihrigen gewesen wäre. Auch die vorhergegangenen Erschütterungen seiner Seele, halten sein Herz eines jeden neuen Eindrucks fähiger gemacht. Denn bekanntlich sind wir für jede Empfindung empfänglicher, wenn sich schon vorher eine unsrer bemächtiget hat, als wenn wir noch im Zustande einer völligen Gleichgültigkeit sind. — Die Unbekanntschaft mit seinen jezigen Empfindungen, die Benennungen von Dankbarkeit, Freundschaft und dergleichen, welche er ihnen beilegte, die wenige Mühe, die er sich gab, ernstlich über die Ursache und die Absicht seiner neuen Gefühle nachzudenken, — alles dies hinderte ihn, den wahren Zustand seines Herzens kennen zu lernen, und verursachte, daß er seine leidenschaftliche Neigung zu Bertha nicht einmal ahndete, obgleich sie schon zu einem solchen Grade gestiegen war, daß es jeder, der jemals einen heftig Liebenden gesehen hat, auf den ersten Anblick bemerkt hätte.

Der guten Bertha gieng es nicht besser als unserm an Leib und Herzen verwundeten Ritter.

Es

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß wir sehr leicht zur Liebe gegen eine Person gestimmt werden, wenn wir Gelegenheit gehabt haben, ihr wichtige Dienste, oder auch nur große Gefälligkeiten zu leisten. Und diese hatte nun Bertha während der Krankheit Rudolphs in Menge gehabt, wie hätte sich nun nicht Liebe zu ihm in ihr jugendliches, fühlendes, und mitleidiges Herz, — obgleich ihr unbewußt — einschleichen sollen? — Rudolph war überdem ein junger Mann von vorzüglicher Schönheit, dessen Jugendkraft und Jugendreitz, weder durch Ausschweifungen, noch durch Sorgen und Leiden geschwächt war. Er blühte wie die Natur, die ihm von Kindheit an Gesellschafterin und Lehrerin gewesen war. Bertha hatte bei ihrem ruhigen Aufenthalt auf dem Lande sich jederzeit den Eindrücken der äußern Gegenstände überlassen, ohne daran zu denken und noch viel weger es zu fürchten, daß sich bei der Gelegenheit vielleicht Empfindungen und Neigungen in ihr Herz schleichen könnten, denen sie nicht so ganz die Herrschaft über sich erlauben sollte. Sie fand das Betragen Rudolphs gegen sie, von dem Betragen eines Hildebrands und einiger Andern so sehr zu seinem Vortheil verschieden, daß sie es für sehr erlaubt hielt, sich ohne Be-

denklichkeit dem Wohlgefallen zu überlassen, daß er ihr einflößte. Sie war so erfreut, von dem ihr mit Recht verhaßten Hildebrand befreit zu seyn, daß sie es für unverzeihlich gehalten hätte, dem, welchem sie diese Befreiung zu danken hatte, ihre Dankbarkeit nicht auf alle ihr mögliche Art zu bezeigen. — Selbst die Erzählung der außerordentlichen Begebenheiten des Helden unserer Geschichte, trugen nicht wenig dazu bei, daß ihndie etwas romantischgestimmte Bertha lieb gewinnen mußte.

Es wäre ein herzliches Vergnügen für jeden gewesen, der an der schuldlosen Liebe schöner Seelen nichts Verdammliches findet, von dem Betragen dieser beiden Liebenden ein Zuschauer zu seyn. Wie würde es ihn gefreut haben, zu bemerken: Wie Bertha stets so willig und bereit war, alles zu thun, was Rudolphs Schmerz lindern, und ihm Freude machen konnte; wie herzlich froh sie war, wenn sie ihre Absicht erreicht sah; wie sie dies alles aus bloßer Dankbarkeit zu thun glaubte, ohne im mindesten daran zu denken: daß die Pflichten gegen unsere Wohlthäter, die wir blos aus Dankbarkeit, und ohne alle Neigung gegen sie erfüllen, uns immer weit schwerer werden, als gegen je-

den

den Andern, dem wir keine Verbindlichkeit schuldig sind, weil sie jener von uns fordern kann, dieser aber sie als Gefälligkeit ansehen muß. — Mit welcher süßen Theilnahme würde er es gesehen haben, wie Rudolph durch alles, was Bertha für ihn that, sich sogleich von seinen Schmerzen erleichtert glaubte; wie er bemüht war, ihr seine Erkenntlichkeit für ihre Pflege und Wartung zu erkennen zu geben, und dergleichen.

So oft Bertha abwesend war, quälte ihn keine Vorstellung so sehr, als wenn er sich seine Geliebte in der Gewalt, und — welches doch immer noch ein möglicher Fall war — in den Umarmungen Hildebrands dachte. Zwar schrieb er das Unangenehme, das ihm so ganz unleidliche in dieser Vorstellung lediglich auf Rechnung seiner Liebe zur Tugend, die dadurch in der Person Bertha's gekränkt seyn würde: wir können und wollen es auch nicht leugnen, daß diese seine Liebe zur Tugend hier mitgewirkt habe, allein hätte Rudolph ganz sicher seyn wollen, daß diese allein ihm jene Vorstellung so verhaßt machte, so hätte er nicht übel gethan, wenn er sich Bertha, mit einer andern, sehr vollkommenen Person seines Geschlechts verbun-

den

den gedacht hätte. Und hätte ihm denn dieser Gedanke die nemliche Freude gemacht, als wenn er Bertha als die Seinige hätte betrachten können, so wollen wir ihn von aller Selbsttäuschung freisprechen. Ohne diesen Beweiß aber — den wir wohl von jedem Liebhaber fordern möchten, der mit der Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten prahlt, — sey es uns erlaubt — ohne deswegen Rudolphen weniger unserer Achtung werth zu halten, — an der gänzlichen Uneigennützigkeit seiner Neigung — denn es giebt keine einzige Neigung ohne Eigennutz — zu zweifeln. — Wer kann es aber auch, selbst nach den strengsten Grundsätzen der Sittlichkeit, — die doch gewiß keine Neigungen unterdrücken und ausrotten, sondern nur regieren will — für Unrecht halten, sich lieber selbst, als einen andern in dem Besitz einer liebenswürdigen Person zu sehen, die noch durch kein Versprechen an jemand anders gebunden ist. — Also nicht dieses, sondern die mangelhafte Kenntniß der Triebfedern seiner Wünsche ist es, die wir hiebei an Rudolph tadeln, obgleich wir sie unter seinen Umständen, und bei seinem gänzlichen Mangel an Erfahrung sehr verzeihlich finden. Und nur wer unter uns in diesem Stück ohne Sünde

ist,

ist, mag getrost den ersten Stein auf ihn werfen. —

V.

Die Liebe heilt geschwinder als Kraut und Pflaster. Dies alte Sprüchwort schien sich auch an Rudolph zu bestätigen. Ob aber bei ihm wirklich die Liebe, oder seine gute gesunde Leibesconstitution, oder die genaue Befolgung der Vorschriften des Arztes, oder die zweckmäßig gewählten Heilungsmittel desselben, oder die treue Wartung seiner Bertha mehr zu seiner Widergenesung beigetragen, lassen wir — da wir es schwerlich zur Befriedigung unserer sowohl mehr medicinischen, als mehr psychologischen Leser entscheiden können — unentschieden. Oder, wie es in der Sprache der Juristen heißt, wenn es ihnen zu schwer ist die Gründe pro et contra genau abzuwiegen, oder wenn sie anderweitige Ursachen haben, es nicht mit der Parthei, auf deren Seite eben nicht das Recht ist, zu verderben: Wir lassen die Sache auf sich beruhen; geben aber jedem die Freiheit — welches in unsern Zeiten gewiß kein kleines Geschenk ist — hier über zu denken, was er will. Genug, nach drei Tagen kam der Wundarzt wieder zu seinem

Patien-

Patienten, und fand ihn an Leib und Seele so wohl, daß er sogleich sahe, er würde an ihm von seinen heilsamen Künsten keinen Gebrauch machen können. Er entließ ihn auch sogleich seines Betts- und Stubenarrestes. Zwar schrieb er ihm noch den Gebrauch eines Arzeneimittels vor, allein mehr um Rudolphen die Cur nicht so sehr leicht vorzustellen, als sie in der That war, als weil sie ihm wirklich nöthig waren. Ein Glück für unsern Rudolph war es, daß dieser nicht so dachte, wie viel klügere Aerzte in unsern Tagen, die, wenn sie bei einträglichen Patienten eine zu geschwinde Besserung bemerken, derselben ein wenig Einhalt zu thun suchen; vermuthlich in der menschenfreundlichen Absicht, um ihren Kranken, die gewiß nicht geringe Freude zu verschaffen, sich von einer langwierigen Krankheit befreit zu sehen.

Rudolph befolgte auch diese neuen Vorschriften seines Arztes, aber mehr, weil es Bertha aus zärtlicher Besorgniß für seine Gesundheit verlangte, als weil er es für nöthig hielt. Desto mehr war er aber begierig von der erhaltenen Freiheit, wider unter freiem Himmel herum zu wandeln, Gebrauch zu machen, worüber wir uns gewiß nicht wundern werden, da auf

seinen

seinen kleinen Spaziergängen Bertha fast beständig seine Begleiterin war.

Wie und wovon sie sich hier unterhielten, brauche ich meinen Lesern wohl nicht zu erzählen, da sie vermuthlich sich einmal alle in dem Zustande befunden haben werden, in welchem sich jezt unser Pärchen befand. Unstreitig war es der glücklichste Zeitpunkt ihres Lebens. Denn keine Freude im menschlichen Leben — so reich an Freuden anderer Art es auch seyn mag — kommt doch der Freude der ersten Liebe gleich: wenn wir so ganz herzlich, und — so viel dies bei sinnlichen Geschöpfen möglich ist, ohne an die Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit zu denken, lieben, es aber doch nicht wagen unsere Liebe zu gestehen, und die Versicherung der Gegenliebe zu fordern. Ist erst einmal jenes Geständniß unsern Lippen entflohen, haben wir erst einmal diese Versicherung erhalten, dann ist auch bald die Zartheit unsrer Empfindungen, die Reinheit unserer Neigungen dahin. — Dann fühlen wir es schon öfter und stärker, daß wir eine Person des andern Geschlechts lieben, dann verlangen wir auch schon mehr die Befriedigung des animalischen Triebes, und sollte es anfänglich — wenn uns noch nicht die süße Furchtsamkeit der ersten Liebe verlassen, — nur durch einen

nen Händedruck, höchstens durch einen Kuß seyn. Und wahrlich! dann versetzt uns eine solche kleine Gefälligkeit in einen wonnevollern Zustand, als alles was wir in der Folge von einer Geliebten nur immer begehren, und sie uns nur immer, wenn sie auch ihrer Liebe keine Schranken sezt, gewähren kann.

Wie schön, wie wahr ist nicht alles was der Meister Wieland über diese erste Liebe in seinem Gedicht an Psyche sagt. Ich hoffe den Dank aller meiner Leser, die dies Gedicht noch nicht kennen, zu verdienen, wenn ich ihnen hier etwas daraus mittheile, und selbst diejenigen, die es schon kennen, werden es gewiß noch einmal mit Vergnügen lesen.

Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt ein neues bessres Leben.
So sehen wir im Mai der Sommervögel Heer
Auf neuen Flügeln sich erheben:
Gleich ihnen sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder wie vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Engel, ohne Leib, daher
In einem Ocean von Wonne:
Bestrahlt von einer schönern Sonne

Blüht

Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

O Zauberei der ersten Liebe
Noch jezt, da schon zum Abend sich
Mein Leben neigt, beglückst du mich!
Noch denk ich mit Entzücken dich,
O Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dies Leben das dir gleicht,
Du schöner Irrthum schöner Seelen?
Wo ist die Lust, die nicht der Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Clarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war in Träumen sich zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen

Von allem um uns her nichts sehen außer ihr
Selbst in Elysiums goldnen Auen,
Nichts sehen würden außer ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzuschauen!
Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor gewesen,
Die ganze Schöpfung ist die Blinde nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk' auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur,
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur:
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln nur,
Damit sie desto schöner träume;
Indem der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, murmelnd vor Vergnügen,
Verliebte Rosen sich auf ihrem Busen wiegen.

Sie

Sie träumt — ein süßes Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern Wangen;
O wär' es zärtliches Verlangen
Was den verschönten Busen hebt!
O träumte sie — (so klopft mit ängstlicher Begier
Des Jünglings Herz,) o träumte sie von mir!
O Amor sey der blöden Hoffnung günstig!
Er nähert furchtsam sich, und selbst der keusche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.
Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämmrung ist so günstig,
Und, o wie schön ist Sie! Verlohren im Genuß
Des Anschauns bleibt er eine Weile
Beweglos stehn, wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muß!
Den Göttern gleich zu seyn, was fehlt ihm noch? Ein Kuß,
Ein einzger unbemerkter Kuß,
Wie Zephyr küßt, auf ihre sanfte Stirne.
Der höchste Wunsch, den seine Liebe wagt!
Und auch dies wenige, so viel für ihn! versagt

Sein

Sein Zaudern ihm. Denn eh sein Mund es wagt,
Reibt Chloe schon den Schlummer von der Stirne.
Sie schlägt die Augen auf. Bestürzung, Zärtlichkeit,
Und holde Schaam, im zweifelhaften Streit,
Verwirren ihren Blick. Er glaubt, ihr Auge zürne,
Sieht bang sie an und fleht. Nun ist rings um ihn her
Die weite Schöpfung öd' und leer,
Die Luft nicht blau, der Mai nicht blühend mehr;
Das Sonnenlicht hört auf für ihn zu scheinen.
Dort sitzt er, wo der finstre Hain,
Die längsten Schatten wirft, auf einem rauhen Stein,
Gefühllos jedem Schmerz als ungeliebt zu seyn,
Gefühllos jeder Lust, als ungestört zu weinen.
Schon sinkt des Himmels Auge zu,
Schon liegt die Welt in allgemeinen Schlummer
Und er, versenkt in seinen Kummer,
Er wird es nicht gewahr. Die Ruh

Flieht

Flieht, Aermster, deine Brust, und deine Augenlieder
Der süße Schlaf. Der Abend weicht der Nacht,
Die schöne Nacht dem schönern Morgen wieder,
(Für dich nicht schön!) und du, an Chloens Bild
Geheftet, ganz von ihr und deinem Schmerz erfüllt
Bemerkst es nicht! Und doch bei allen seinen Leiden,
Liebt er die Quelle seiner Pein;
Er nähme nicht der Götter Freuden,
Von seinem Schmerz geheilt zu seyn.

Doch, welche Wonne, welche Freuden,
Erwarten, sanfter Jüngling, dich —
Wenn sie, — die alle deine Leiden
Mit dir getheilt, und wenn bei deinem Anblick sich
Oft eine Thrän' aus ihrem Auge schlich,
Kaum Muth genug sich wegzuwenden hatte, —
Wenn sie die Kraft verliert mehr Widerstand zu thun
Und, ganz des Gottes voll, das matte

In Liebe schwimmende, unschuld'ge Auge nun
An deiner Wange sich des süßen Drucks entladet,
Und die vom Uebermaaß der Lust
Dem Schleier ausgerißne Brust
In unverhoelten Thränen badet,

O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit!
Was hätt' ich damals nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaubrungs stand,
Worin du bist, mit Doris mich befand;
Und wenn ich ihr, so früh es immer tagte,
Bis unvermerkt der letzte Strahl verschwand,
Das ewge Einerlei, das ich für sie empfand,
Stets neu auf tausend Arten sagte,
Den längsten Tag zu kurz, es ihr zu sagen, fand.

O Wonnetage, gleich den Stunden
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! der längst verschwunden
Noch durch Erinnrung glücklich macht!
Wo seyd ihr hin, ihr unbereuten Freuden,

Du

Du Blüthe der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit,
Und unbesorgter Sicherheit,
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden,
Mit aller ihrer Eitelkeit
In weisern Tagen oft beneiden:
Du erster Druck von ihrer sanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben,
Auf ihren Lippen wiederfand,
Du erster Kuß! — Euch kann kein Gott
mir wiedergeben! u. s. w.

Glücklicher Rudolph! Glückliche Bertha! die ihr jezt alle diese Freuden genüßet, die ihr euch in diesem unbeschreiblich reitzenden Zustande so glücklich fühlt! Gerne ließe ich euch für euer ganzer Leben darin! Allein auch aus dem schönsten Traum muß man erwachen! Und so wird auch für euch dieser schöne Jugendtraum — den man leider! nur einmal so schön träumt! entfliehen. Möchtet ihr aus demselben doch nur leicht, und zu andern, wenn gleich nicht so schönen, doch immer noch schätzbaren Freuden erwachen!

VI.

Es konnte wohl nicht anders kommen, als daß Rudolph, dessen Liebe zu Bertha immer höher stieg, dieselbe nicht endlich selbst bemerken sollte. Und sogleich entschloß er sich auch, auf das genaueste zu untersuchen, ob ihm seine Rechtschaffenheit auch vergönnte, dieser Liebe weiter nachzuhängen, oder ob sie es ihm zur Pflicht mache, dieselbe zu unterdrücken, und — welches er ohne Schrecken nicht denken konnte. — Bertha, seine so geliebte und so liebenswürdige Bertha zu verlassen. Wir kennen dergleichen Untersuchungen schon, als daß wir nicht mit der größten Gewißheit im voraus bestimmen könnten, ob sich die Schaale auf die Seite der Vernunft oder der Neigung, neigen würde. Indessen bei unserm Rudolph, war es wohl nicht so ohne allen Grund, als es in den mehresten ähnlichen Fällen zu seyn pflegt, daß die Schaale sank, in welcher die Neigung lag. Denn seine Vernunft selbst schien sie durch die Gründe, — welche sie, Rudolphs Meinung nach, für seine Liebe zu Bertha, anzuführen hatte, sinken zu machen. Wir, die wir nicht in Rudolphs Lage sind, können die Sache schon kälter und unpartheiischer überlegen. Wir wollen also einmal sehen, ob die

Grün-

Gründe, welche Rudolph für Eingebungen der Vernunft hielt, es auch wirklich waren. Vielleicht finden wir dann, daß er nicht so sehr von aller Selbsttäuschung frei war, als er es glaubte.

„Ist Bertha nicht ein schönes Mädchen?"

Recht, lieber Rudolph. Aber darin irrst du dich, daß du diese Bemerkung deiner Vernunft zuschreibst, da sie doch blos in deinen Sinnen ihren Ursprung hat. Auch kann es dir die Vernunft nicht zur Pflicht machen, alle schöne Mädchen so zu lieben wie du Bertha liebst; denn viele schöne Mädchen sind zugleich sehr böse Mädchen. Gesetzt aber auch, sie wären alle gut, so wäre es doch eine Unmöglichkeit diese Pflicht gegen sie zu erfüllen — Vernunft aber fordert nichts unmögliches von uns.

„Ist sie aber nicht ein gutes Mädchen? Und wenn ich nur eine lieben kann, muß ich denn nicht vorzüglich darauf sehen, daß sie meiner Liebe würdig sey?"

Wahr! Aber denke dir diese unbestrittene Güte deiner Bertha, ohne ihre Schönheit, wird

sie dir auch noch so liebenswürdig seyn? Ich glaube sie würde dir denn nur Achtung abgewinnen.

„Ist sie nicht meine Wohlthäterin? Bin ich ihr nicht Dank und Liebe schuldig?"

Auch wahr! Aber eigentlich waren die Gefälligkeiten, welche sie dir erzeigte, doch nur schuldiger Dank, für die weit größern Wohlthaten, welche du ihr erwiesen. Sie hat also wohl kein Recht eine solche Dankbarkeit, als du ihr erweisen willst zu fordern, und du bist ihr auch dieselbe nicht schuldig. Eure Rettung hebt sich auf. Und gesetzt: deine Errettete wäre das Weib oder auch nur die Verlobte eines Andern gewesen, würdest du dich dann auch für verbunden halten, sie eben so zu lieben, als du sie jezt liebest? Oder würdest du dann nicht selbst deine Liebe zu ihr für sträflich erkennen müssen?

„Und an sich selbst kann die Liebe doch auch nichts Böses seyn?" Bewahre der Himmel! In diesem Falle hätte sie der Urheber der Natur, der dem Menschen diesen Trieb einpflanzte, gewiß nicht mit so großem und süßem Reitze verbunden. Aber genau betrachtet ist sie eben so wenig

etwas

etwas Gutes. Sie müßte sonst aus der Vernunft entspringen. Wer kann es aber leugnen, daß sie nur in der Sinnlichkeit ihren Ursprung habe, abgleich sie durch die Vernunft geläutert, gereinigt, regiert und geheiligt werden kann und soll, wenn wir uns nicht durch sie zu unsern unvernünftigen Mitbewohnern der Erde, zu einem Schmetterling oder Sperling, oder wohl noch etwas schlechterem herabsetzen wollen. — Es kommt bei ihr, wie bei allen sinnlichen Empfindungen und Neigungen, blos auf das Mehr und Weniger, auf das Wen und Wie und Wenn und dergleichen an.

„Ja! hat nicht Ottomar selbst gewünscht, daß ich lieben und durch diese Liebe glücklich werden sollte? Und letzteres, glaube ich, kann ich nur, wenn ich Bertha liebe, und sie mich wieder liebt. Ich erfülle also meines Ottomar's Wunsch, wenn ich Bertha liebe. Diese Liebe kann also nicht böse seyn. Ich darf sie also nicht unterdrücken. Ich halte sie vielmehr für meine Pflicht."

Lauter Schlüsse und Folgerungen, wie sie noch in der Logick der Verliebten — oder um mich eines Ausdrucks zu enthalten, der schon einen

nen Tadel in sich schließt — der Liebenden täglich zu tausenden gemacht werden, um nur eine Untersuchung zu Ende zu bringen, welche sehr leicht auch durch die leisesten Zweifel, welche die Vernunft hervorbringt, lästig wird.

Freilich, lieber Rudolph, hat dein Ottomar gewünscht, und gewiß wünscht er es noch jezt, daß du liebèn, daß deine Liebe auf eine so liebenswürdige Person als Bertha fallen, und daß du durch diese Liebe glücklich werden sollst. — Aber ob er dir jezt schon erlauben, ob er es dir in deiner jetzigen Lage zur Pflicht machen würde, dieser Neigung nachzuhängen, daran möchte doch wohl ein unpartheyischer Richter deiner Sache zweifeln.

Denn weißt du es schon gewiß, daß dich Bertha wieder liebt? Legst du dir nicht vielleicht zu voreilig die Beweise ihrer Dankbarkeit, ihrer Erkenntlichkeit, ihres guten gefälligen Herzens für Zeichen der Liebe aus. — Gesetzt nun: sie liebte dich nicht, würde dich dann nicht deine Liebe zu ihr, anstatt dich zu beglücken, für einen großen Theil deines Lebens unglücklich machen?

Oder bist du auch gewiß, durch deine Liebe, das Glück deiner Geliebten zu gründen und zu befördern? —

Aller

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde dies freilich geschehen, wenn du dich jezt gleich mit ihr verbinden, und bei ihr bleiben könntest. Dies geht aber nicht an. Denn du müßtest deine Liebe selbst für unerlaubt halten, wenn du dich durch sie, von deiner großen Pflicht, von der Errettung deiner Familie abhalten ließest. Dies aber willst du doch gewiß nicht. Wenn du nun aber in vielen Jahren die Deinigen nicht befreien könntest, wenn du über dieser Bemühung — welches doch immer ein möglicher Fall bleibt — wohl gar deine Freiheit und dein Leben verlieren solltest, würdest du dadurch nicht leicht deine geliebte Bertha, deren Glück du so wünschest, von einer andern glücklichen Verbindung abhalten? Würdest du ihr nicht viel Kummer und Sorgen machen, von welcher sie ohne eure wechselseitige Liebe frei geblieben wäre?

Oder weißt du auch, wofern du ihrer Liebe zu dir gewiß bist, ob sie die Einwilligung ihres Vaters erhalten werde?

Daran hast du noch gar nicht gedacht. Wenn er ihr nun dieselbe verweigerte, und er kann Gründe dazu haben, die du selbst billigen müßtest — würdest du es dir wohl verzeihen kön-

können, wenn Bertha — durch deine und ihre Leidenschaft verleitet — eine ihrer ersten Pflichten, den Gehorsam gegen ihren Vater verletzte? Und kann es also wohl Pflicht für dich seyn, ihr, ohne die Gesinnungen ihres Vaters zu kennen, deine Neigung zu ihr zu gestehen, und die ihrige gegen dich zu nähren?

Uns, die wir nicht empfinden, was Rudolph empfand; uns, denen die schöne und gute Bertha nicht jede Stunde vor Augen, nicht jeden Augenblick in Gedanken ist; uns, die wir unterdessen, daß wir die Leidenschaft eines Andern beurtheilen, vielleicht einer Neigung nachhängen, deren Rechtmäßigkeit wir nicht genauer — vielleicht nicht einmal so genau untersuchen, als Rudolph die Rechtmäßigkeit der seinigen: uns wäre es freilich ein leichtes, noch eine ganz Menge von Bedenklichkeiten und Zweifel wider seine Liebe aufzufinden. Wir wollen aber auch nicht zu strenge, und deshalb ungerecht seyn, wenn wir einen andern beurtheilen. Wir wollen lieber diese Strenge an uns selbst verwenden, denn da sind wir schon sicherer, sie nicht zu übertreiben.

Für einen leidenschaftlichen Liebhaber — wie jezt Rudolph in der That war — war es schon

wirk-

wirklich viel, daß er nur daran dachte, seine Liebe mit seiner Pflicht zu vereinigen. Und die Gründe, die er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen hatte, waren doch auch gewiß so, wie sie unter tausend Liebhabern nicht leicht Einer haben wird. Wir wollen es ihm also immer verzeihen, daß er ihnen ein größer Gewicht beilegte, als sie wirklich hatten; daß er an manche Bedenklichkeit, an manchen Zweifel nicht dachte, an den er doch hätte denken sollen. Hätte er dies alles so genau beobachtet, wie wir es von ihm verlangen, so wäre seine Liebe gewiß nicht so stark gewesen, als sie es jezt war. Und dann hätte es gar keiner Untersuchung bedurft. Rudolph wäre mit einem heilen, oder doch nur leicht verwundeten Herzen — dessen Wunden in einigen Tagen von selbst geheilt wären — wieder abgereist, wie er gekommen war. Seine Geschichte mit Bertha hätte kein weiteres Intresse für uns. Sie wäre zu Ende. Und dies hoffe ich, werden meine Leser, die gewiß an der liebenswürdigen Bertha Theil nehmen, nicht wünschen.

Genug, Rudolph glaubte seiner Pflicht gemäß zu handeln, und dies würde ja wohl einen größern Fehler, als der war, welchen

wir ihn jezt begehen sehen, verzeihlich machen.

Ob aber Rudolphs Sorglosigkeit in seiner Selbstprüfung, ob seine Sicherheit seiner Pflicht gemäß gehandelt zu haben, nicht ein Werk seines höllischen Verführers gewesen, darüber kann ich nichts Gewisses sagen, da es mir noch zur Zeit an den dazu nöthigen außerordentlichen Offenbahrungen in dieser Sache fehlt, ohne welche ich mich aber nicht über die Grenzen des natürlichen einen Schritt zu wagen traue. Wäre dies aber der Fall, so würde es offenbar die Schuld Rudolphs verringern. Denn wer könnte sich wohl ganz gegen die unsichtbaren listigen Verführungen eines solchen Bösewichts sichern? In diesem Falle aber wird ihn auch gewiß der Geist Ottomars aus dieser unverschuldeten Gefahr glücklich herausführen, worüber wir schon zu gehöriger Zeit die nöthigen Nachrichten erhalten werden. Unterdessen ersuche ich alle meine liebende Leser und Leserinnen, — und dies wird wahrscheinlich der größte Theil seyn — eine solche Prüfung über ihre Liebe mit sich anzustellen, als Rudolph, unserm Verlangen nach, über die seinige hätte anstellen sollen.

## VII.

So schüchtern auch immer die erste Liebe seyn, so schwer es auch einen Liebhaber, der zum ersten Male recht ernstlich liebt, ankommen mag, seiner Geliebten, die Empfindungen, welche sie ihm eingeflößt, zu bekennen; so leicht auch der Fall eintreffen kann, daß er dieses Geständniß Jahre lang zurück hält, wenn ihm nur keine Trennung von seiner Geliebten droht, so besiegt, er doch diese Furchtsamkeit, wenn er befürchtet er werde ihr, oder sie ihm entrissen werden. — Natürlicherweise mußte dieser Fall auch bei Rudolph, diese Wirkung hervorbringen.

Es waren nur noch zwei oder höchstens drei Tage bis zu der Zeit der Zurückkunft Wilibald's. So oft Rudolph dies dachte, war er in einem Zustande in welchem ganz entgegengesetzte und sich widerstreitende Empfindungen sein Herz durchströmten. So ganz verschiedene Aussichten, die er hatte, ließen ihn eben so verschiedene Pläne machen, und eben so verschiedene Entschlüsse fassen, daß er schwerlich selbst gerade zu hätte gestehen können, ob er die baldige Zurückkunft des Vaters seiner Bertha wünschte oder nicht?

Auch

Auf der einen Seite war es ihm zwar lieb, den rechtschaffenen Wilibald — und wäre er auch nicht Bertha's Vater gewesen — kennen zu lernen, da ihm der Geist seines himmlischen Ottomar's ein uneingeschränktes Lob beigelegt hatte. Er freute sich nun bald wieder dem wichtigen Geschäfte der Befreiung der Seinigen nachgehen zu können. Er hofte so fest — Bertha, seine innigst geliebte Bertha hatte ihm ja diese Hofnung gemacht — durch die Hülfe Wilibalds dieses Geschäfte sicherer, leichter, und geschwinder bewerkstelligen zu können.

Auf der andern Seite aber kam mit der Ankunft Wilibalds auch wahrscheinlich der Zeitpunkt der Trennung von seiner Geliebten, die ihm jezt theurer als die ganze übrige Welt war; denn nur bis zu diesem Zeitpunkte hatte sie seinen Aufenthalt bei ihr verlangt, und nur bis dahin hatte er ihr denselben versprochen. Wer es kann, denke sich in seine Lage, und entscheide für ihn. Ich vermag es nicht.

Zwar dachte Rudolph: die Pflicht ruft dich fort. Und ihre Stimme war ihm zu heilig als daß er nicht auf sie hören, und ihr, wenn auch eben nicht gern — denn dies übersteigt

oft

oft die ungeübten Kräfte der Menschen von dem besten Willen — doch willig folgen sollte. Aber er wünschte doch herzlich — und wer kann ihm diesen Wunsch verargen? — daß es möglich wäre, den unerlaßlichen Forderungen seiner Pflicht genüge zu leisten, und sich doch nicht von seiner Bertha trennen zu dürfen. Er dachte so ämsig — wie man es sich leicht vorstellen kann — nach, einen Plan ausfündig zu machen, der ihn nicht vom Wege der Pflicht abführen, und doch auch der Befriedigung seiner Neigungen — die doch an sich selbst ganz schuldlos waren — kein Hinderniß in den Weg legen sollte. Aber, leider! konnte er keinen ausfündig machen, durch welchen sich beide Absichten erreichen ließen. Ein Fall, der unter hunderten gewiß neunzig Mal bei Menschen eintreffen wird und muß, die auf dem nemlichen Wege genau ihre Pflichten erfüllen, und zugleich ihr Glück befördern wollen. — Denn wenn er, den doch die Sache am mehresten anging, sich nicht eifrig um Freunde bewürbe, die ihm seine Angelegenheit ausführen hülfen, wie konnte er erwarten, daß es ein Anderer an seiner Stelle thun würde?

Die Trennung von Bertha, so schwer sie mir auch ankommen wird, ist unvermeidlich,

lich, dachte er. Aber kann ich mich von ihr entfernen, ohne ihr meine Gesinnungen bekannt gemacht, ohne ihr gesagt zu haben, wie sie mit unauslöschlicher Liebe mein Herz erfüllt? Ohne zu wissen, ob sie meine Liebe verachte? Oder — da sie zu gut ist, um dieß von ihr zu befürchten — ob es ihr möglich, ob sie auch Willens sey diese zu erwiedern? Nein! dies kann ich nicht! Mein Schweigen würde mir das Herz brechen. Von ihr entfernt würde ich mir unaufhörlich Vorwürfe darüber machen, wenn ich ihr nicht das Geständniß meiner Liebe gethan hätte. Sie soll, sie muß es wissen, daß ich sie über alles liebe, daß ich nur von ihr das Glück meines Lebens erwarte, weil sie allein es mir so ganz gewähren kann. — Aber wie werde ich es ihr gestehen können? Wie? wenn sie nun dies Geständniß beleidigte? Beleidigte? Nein! dies kann es sie nicht. Sie muß es ja wohl selbst einsehen, wie würdig der herzlichsten Liebe sie ist. — Ich will es also getrost wagen! — Noch heute, noch diesen Morgen, jezt gleich will ich ihr mein Herz öffnen.

Mit dem festen Vorsatz, seiner Bertha sogleich das Bekenntniß seiner Liebe abzulegen, gieng Rudolph seine Geliebte aufzusuchen. Er war auch so glücklich sie sogleich zu finden; denn

denn er hatte sich in den wenigen Tagen seines Aufenthalts bei ihr, schon zu gut gemerkt, wo er sie zu jeder Stunde des Tages antreffen könne, als daß er sie so leicht hätte verfehlen sollen. Was ihm aber sein Finden am mehresten erleichterte, war wohl ohnstreitig dieß; daß sich Bertha recht gerne von ihm finden ließ, welches Rudolph aber freilich weder merkte noch wußte.

Da er seine Geliebte ansichtig wurde, war alle sein voriger Muth dahin. — Und da er gar dicht neben ihr war, wußte er ihr nichts zu sagen. Und am wenigsten hätte er um aller Welt willen, das gesagt, was er sich vor einigen Minuten, zu sagen fest vorgenommen hatte. Nur denken konnte er: Es hat ja noch Zeit. — Die Stunde der Trennung ist ja noch nicht so nahe. — Es wird sich wohl noch eine bessere Gelegenheit finden. — Vielleicht würden wir jezt unterbrochen. — Vielleicht ist Bertha jezt nicht in der besten Stimmung das Geständniß meiner Liebe anzuhören u. s. w. Kurz: er dachte und handelte so, wie ein jeder ernstlich, zum erstenmale Liebender zu denken und zu handeln pflegt.

Kaum aber war diese Gelegenheit ungenützt vorbei geschlüpft, kaum befand sich Rudolph wie-

der allein, so machte er sich selbst die heftigsten Vorwürfe über seine Furchtsamkeit. Er war so unzufrieden mit sich selbst, daß er jezt, da doch Bertha so freundlich und gefällig gewesen, mit dem Bekenntniß seiner Liebe zurückgehalten, u. s. w. Er nahm sich fest vor, so bald er sie wiederspräche, und die Gelegenheit dazu, wollte er gleich suchen, seine Sache besser zu machen.

So fest er sich dies aber auch vornahm, so gieng es doch noch einige Male so, wie es das erste Mal gegangen war. Eben die Vorsätze, eben das Schweigen, eben die Vorwürfe. Und meine Leser werden es, ohne meine Erklärung finden, daß es natürlicher Weise nicht anders gehen konnte.

Endlich gab schon Rudolph alle Hofnung auf, daß er je im Stande seyn würde, das Geständniß seiner Liebe über seine Lippen zu bringen. Er faßte also auch den Entschluß, die Gelegenheit dazu nicht mehr zu suchen. Kaum aber hatte er diesen Entschluß gefaßt, so fand sich auch sein Muth in Bertha's Gegenwart wieder. Und jezt gelang es ihm besser, das aufgegebene Vorhaben auszuführen, wie wir gleich sehen werden.

## VIII.

Bertha machte ihren Rudolph allmählig mit ihren Lieblingsplätzen bekannt. Gab es in der Gegend des Schlosses eine Stelle, wo man ungestörter denken oder empfinden, wo man einen unbeschränktern Blick auf die Natur werfen, wo man eine größere Mannigfaltigkeit ihrer Werke um sich hatte, als in den übrigen, so führte sie ihn gewiß dahin. Auch an dem Abende dieses Tages versprach sie ihm, ihn auf einen Hügel zu führen, von welchem sich der Untergang der Sonne am schönsten bemerken ließe. — Ihm war dies sehr willkommen.

Schweigend sahen sie dem herrlichen Natur-Schauspiel zu, aber ihr Herz empfand mehr, als Worte hätten ausdrücken können. Denn in einem unverdorbenen Herzen erhöht eine erlaubte Liebe, die Freude über jede Schönheit der Natur. Noch immer schweigend — denn ihre einzelnen Ausdrücke waren nicht eigentliche Sprache, sondern nur Ausbrüche ihrer innigsten Empfindung, — und Hand in Hand gingen sie zurück, als schon vom östlichen Himmel der Mond das reinste Silberlicht durch die Gipfel der Bäume auf sie herab warf. Die Stärke ihrer Empfindungen wurde nun sanfter gestimmt. Das schöne

Helldunkel gab beiden den Muth zu sprechen, und ihre Empfindung auszudrücken, wieder, den sie im Angesichte der Sonne verlohren hatten. Und so erhob sich zwischen ihnen folgendes Gespräch, das zwar nur ein schwacher Wiederhall ihrer Empfindungen ist, das ich aber doch nicht ganz übergehen konnte, weil sonst eine Lücke an einem Orte dieser Geschichte, oder, — da dies eben nicht so viel zu bedeuten hätte — in der Geschichte unserer Liebenden entstanden wäre, an welchem sie die mehresten meiner Leser, wie ich mir schmeichle, am wenigsten verzeihen würden.

---

Bertha. Ich weiß nicht, wie es zugeht, so gern ich auch den Untergang der Sonne betrachte, so versetzt er mich doch immer in eine gewisse Wehmuth. Ich kann mir dann nicht enthalten zu denken, wie uns alles, was uns so viele Freuden gab, doch endlich verläßt, oder von uns verlassen wird. Und dann wird mir das Herz so schwer; ich nehme dann von der scheidenden Sonne, eben so herzlich Abschied, als ob sie meine beste Freundin wäre.

Rudolph. Aehnliche Empfindungen, ähnliche Gedanken hatte ich heute auch — und diese mach-

machten mich schweigen. — Bald, bald Bertha! werde ich mich auch von euch trennen müssen, wie sich jezt die Sonne von uns trennte.

Bertha. Die Sonne kommt ja wieder, lieber Rudolph, dies tröstet mich immer bey ihrem Untergange.

Rudolph. O könnte ich mich auch damit trösten, euch so gewiß wieder zu sehen, als ich die Sonne wieder zu sehen hoffe. Und da könnte ich nur hoffen, daß euch meine Wiederkunft, nach einer vielleicht langen Trennung, eben so angenehm seyn würde, als die Rückkehr der Sonne.

Bertha. Und warum sollte sie es mir nicht seyn, edler Ritter? Wie sollte es je aufhören können, mir Freude zu machen, den zu sehen, dem ich so viel zu danken habe?

Rudolph. Liebe Bertha! Ich wünschte, daß ihr in mir nicht blos den Wohlthäter sehen möchtet. Das was ich für euch that, war meine Pflicht, auch für jeden andern, ja selbst für meinen ärgsten Feind zu thun. Ich verlange dafür keinen weitern Dank. Und dann habt

ihr mir durch eure liebreiche Pflege, durch eure mir so angenehme Unterhaltung bereits mehr vergolten, als ich für euch gethan oder je hätte thun können. — Ich wünsche daher, daß euch meine Wiederkunft auch dann Freude machte, wenn wir uns auch bei einer andern Gelegenheit hätten kennen lernen, wenn ich auch nichts für euch hätte thun können.

Bertha. Nun gut; also nicht als Wohlthäter, sondern als Freund betrachte ich euch künftig, und nehme an euren Schicksalen aufrichtigen Antheil. Immer wird es mich herzlich freuen, euch als solchen wiederzusehen; zu hören, daß eure Wünsche erfüllt sind, daß ihr ein Glück genüßet, wie ihr es euch selbst, und auch ich von ganzer Seele auch wünsche.

Rudolph. Herzlichen Dank, liebe Bertha, für die Versicherung eurer Freundschaft, für eure Theilnahme an meinen Schicksalen. Ich weiß, sie ist aufrichtig. Aber —

Bertha. Gewiß! Und stände es bei mir, etwas zur Erfüllung eurer Wünsche, zur Beförderung eures Glückes beizutragen, mit Freuden wollte ich alles thun, was ich könnte. Es würde

mir

mir hier in meiner Einsamkeit immer ein süßer Gedanke seyn, euch glücklich zu wissen, und noch süßer, zu eurem Glücke beigetragen zu haben.

Rudolph. O Bertha! wenn ihr das wollt, so könnt ihr es auch. Mein ganzes künftiges Glück, so fern es mich selbst betrift, steht bei euch!

Bertha. Bei mir? Spottet doch nicht der Ohnmacht eines schwachen Mädchens! Was könnte ich euch wohl helfen? Ich kann euch ja nicht begleiten, ich kann ja keine Waffen führen, eure Feinde zu besiegen. Ich kann ja nicht —

Rudolph. Ihr wollt mich nicht verstehen — und dies sollte mir fast den Muth benehmen euch zu sagen, was ich euch so gerne sagen möchte.

Bertha. Ich verstehe euch wirklich nicht. Sagt mir nur deutlich, worin ich euch gefällig seyn kann, und gewiß ich werde euch eben so gefällig antworten.

Rudolph! Gut denn! — Bald, wie ihr wißt, liebe Bertha, verlasse ich euch, weil meine Pflicht es fordert. — Ich gehe hin die Meinigen von dem Unglücke, unter dem sie jezt seufzen zu befreien, und ihnen zu einem froheren Leben zu verhelfen. Ich hoffe dies Geschäfte bald und glücklich zu endigen. — Und dann — wenn ich die Meinigen in einen glücklichern, ihrer würdigern Zustand versetzt habe, — dann wünsche ich auch für mein Theil die Freuden des Lebens ruhig zu genüssen.

Bertha. Gewiß werdet ihr dies auch. Im Umgange eurer so lange entbehrten Eltern, und eurer geliebten Schwester, bei dem Bewußtseyn, die Pflichten eines Sohnes und Bruders treulich erfüllt zu haben, bei den Gelegenheiten, an denen es euch nie fehlen wird und kann, andere Menschen zu beglücken, kann es euch auch nie an den schönsten, dauerhaftesten Freuden fehlen.

Rudolph. Dies glaube ich auch; aber wenn einst meine Eltern sterben, wenn meine Schwester sich vielleicht von mir trennen muß, um mit dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, zu ziehen — wenn ich dann wieder auf Ruhburg allein bin; wenn keiner ist, der so ganz

Theil

Theil an meinen Schicksalen nimmt — werde ich mich dann auch noch glücklich fühlen? — O, liebe Bertha! dies kann ich nur bei euch!

Bertha. O ihr werdet mir und gewiß auch meinem Vater immer willkommen seyn. Kommt zu uns, so oft ihr wollt; bleibt bei uns, so lange es euch bei uns gefällt. Wir wollen uns bestreben euch euren Aufenthalt bei uns so angenehm zu machen, als es uns möglich seyn wird.

Rudolph. Wie ich merke, so habe ich mich noch nicht deutlich genug erklärt. Nun so hört mich denn vollends aus: Ich liebe dich, Bertha! Mehr als mein Leben, mehr als die ganze Welt liebe ich dich. Willst du, wenn ich einst im Stande seyn werde, dir ein Schicksal anzubieten, das deiner nicht unwürdig ist — willst du dann mein Weib seyn? willst du dann die Gefährtin meines Lebens, die Theilnehmerin meiner Schicksale seyn? —

Bertha drückte herzlich, aber schweigend, die Hand ihres Begleiters an ihren klopfenden Busen und sahe ihn mit einem Blicke an, der mehr als Worte Ja! von Herzen! sagte.

Ru-

Rudolph. Deine Hand, dein Auge scheint Ja! Laß auch deinen Mund die Erfüllung meines innigsten Wunsches bestätigen; und mich zum glücklichsten unter allen Menschen machen.

Bertha. Ja! lieber, bester Rudolph! ich will, von ganzem Herzen will ich die Deine seyn.

Sie sprachs, und verbarg ihr Gesicht in seinem Arme.

Rudolph hob sie empor, drückte sie mit allem Feuer der innigsten Liebe an seine Brust, und küßte ihr feurig die Thräne der Liebe und der holden Schaam von ihren glühenden Wangen.

Verlangt nicht, daß ich ihr Entzücken
Beschreiben soll. Natur, Natur,
Du bist mir heilig! wer's erfuhr
Schwatzt nicht von solchen Augenblicken,

sagt bei einer ähnlichen Gelegenheit Wieland. — Auch ich schweige; und denke an die seeligen Augenblicke, in welchen auch mir ein solches Ja? ertönte.

Mögen

Mögen meine Leser ein gleiches thun, und sie werden es besser fühlen, was in den nächstfolgenden Augenblicken Rudolph und Bertha empfanden, als ich, oder sonst Jemand es ihnen sagen kann.

Seelige Augenblicke! möchtet ihr allen guten Seelen zu Theil werden, die es fähig und würdig sind, so zu lieben und so geliebt zu werden, als Rudolph und Bertha liebten, und von einander geliebt wurden. — Möchte doch nie Falschheit eure Begletierin, nie Reue eure Nachfolgerin seyn. — Stets müsse euch nur Unschuld und Liebe herbei führen, nur vorwurfsfreie Freude euch begleiten, und nur ungestörtes Glück euch folgen.

---

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0176-4

# Der
# Geist Ottomars,
## oder
## Rudolph von Ruhburgs
## Prüfung und Lohn.

---

### Vierter Abschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0178-5

## Vierter Abschnitt.

### I.

Nur der, welcher je selbst liebte, oder noch liebt, bei welchem aber die Liebe nicht blosser Instinkt, nicht blos ein Spiel der Sinne ist — denn zum Theil ist sie dies immer, sie mag so rein und lauter seyn, als sie wolle — sondern bei welchen sie vornemlich Angelegenheit des Herzens war oder ist; — nur der wird sich von der jezigen Verfassung unserer Liebenden eine Vorstellung machen können, die der Wahrheit nahe kommt. Denn sich ganz, selbst mit der feurigsten Einbildungskraft in ihre Lage zu versetzen, wer könnte das wohl? Woher ließen uns auch sonst die schönsten Schilderungen glücklicher Liebe — auch wenn wir die Wahrheit und

Schön-

Schönheit ihrer Schilderung einsehen — so kalt, wenn wir nicht einen, uns interessirenden Gegenstand haben, mit welchem wir uns in Gedanken, den geschilderten Personen unterschieben, und uns mit ihm in ihre Lage versetzen könnten?

Rudolph und Bertha, die sich noch kurz zuvor, mit so vielem Vergnügen an der Schönheit der sie umgebenden Natur, an dem Reitze eines schönen Sommerabends, an dem, der Liebe so günstigen Lichte des Mondes ergötzt hatten, sahen und empfanden jezt nichts von dem Allen. Sie hätten bei brennender Sonnenhitze durch dürre Sandwüsten gehen können, in diesen Augenblicken wäre es ihnen dasselbe gewesen. Nur Liebe fühlten sie, nur ihren Freunden stand der Eingang zu ihren Sinnen und zu ihrem Herzen offen. In dieser Stimmung legten sie, sich selbst unbewußt, unter Händedrücken, Umarmungen und Küssen, den noch übrigen Weg zu Bertha's Wohnung zurück. In ihr blieben sie den Abend, bis zur späten Mitternacht zusammen. In ihr trennten sie sich endlich, als um die Ruhe der Nacht zu genüßen. Süße Phantasien, süße Träume — sie selbst waren nicht im Stande beides zu unterscheiden

scheiden — begleiteten sie auch auf ihr Lager. So wenig sie auch auf den Lauf der Zeit Acht gaben, so dünkte ihnen doch die Trennung während der Nacht zu lange. Kaum verkündigte daher die Morgenröthe den ersten Tag ihrer glücklichen Liebe, so verließen sie auch ihre Ruhestätte, und eilten zusammen, um sich das heute zu wiederholen und nochmals zu versichern, was sie sich gestern schon so oft gesagt und versichert hatten. Sie fanden es so reitzend, sich zu fragen: Bertha! Rudolph! liebst du mich? und zu antworten: Ja, bester Rudolph! ja, beste Bertha! ich liebe dich! daß sie dieser Fragen nicht satt wurden, daß ihnen keine der doch immer gleichlautenden Antworten, so schön dünkte, als die letztere, eben jezt gehörte. An jedem schönen Baume wiederholten sie die Versicherungen ihrer Liebe, und freuten sich, so oft sie wieder an denselben kamen, um sich nochmals die nemlichen Versicherungen zu thun. Dann pflückten sie Blätter von diesem Baume, oder Blümchen, die an dem Fuße desselben standen, tauschten sie um, und versprachen sie als Beweise, als Zeugen, als Erinnerungsmittel ihrer Liebe aufzubewahren; und was dergleichen mehr war, was wir alles zu wissen freilich nicht Lust haben — weil wir den süßen Zustand der Täuschung, in dem sie

sich jezt befanden, von dem Zustande der Wahrheit, in welchen wir nach jenem versezt wurden, nicht mehr so ganz in unsern Gedanken trennen können — was für sie aber, denen unsere Erfahrung fehlte, ungleich mehr Werth hatte, als alle die Ehrenstellen und Reichthümer, um die wir uns jezt bemühen. Ob wir hierin weiser handeln, daran zweifle ich freilich. Denn es bleibt doch immer rühmlicher sich um die Liebe und den Besitz eines Geschöpfs unserer Gattung, als um glänzendes Metall und alles was man sich damit erkaufen kann, zu bemühen? Und steht uns nicht, wenn unsere Wünsche erfüllt sind, eben solche Täuschung bevor, als sie auf die feurigste Liebe nur immer erfolgen kann?

An Plänen zu einem glücklichen Leben für die Zukunft, an Entwürfen diese Pläne auszuführen, ohne an die Hindernisse, die dieser Ausführung im Wege standen zu denken, ohne ihre Kräfte zur Wegräumung derselben zu berechnen — denn einer so jungen, heißen, unerfahrnen Liebe, als die Liebe unseres Paares war, scheint nichts unmöglich — fehlte es auch nicht. Und sie fühlten sich bei dieser Aussicht auf eine glückliche Zukunft so froh, als sie es gewiß nicht seyn werden, wenn auch alle ihre Wünsche in

Er-

Erfüllung gehen sollten. Sie waren so froh, daß selbst das Unangenehme des Gedankens an ihre nahe Trennung nicht so viel Eindruck auf sie machte, als er gewiß gemacht hätte, wäre ihre Liebe einige Wochen älter gewesen. Denn wie sollten sie die Schmerzen getrennter Liebenden schon in ihrer ganzen Größe kennen, da sie dieselben noch nie empfunden hatten? Oder wie hätten sie sich ihr jeziges Glück damit verderben sollen, sich in die traurigern Tage der Zukunft, die ihnen bevorstanden, zu versetzen? Beide glaubten jene Schmerzen durch das ununterbrochene Andenken an einander, und durch die Betrachtung der von einander erhaltenen Blätter und Blümchen schon überwinden zu können. Doch dies alles versteht sich schon von selbst, ich will also die Geduld meiner Leser mit Erzählung aller ähnlichen Umstände nicht ermüden.

Käme es blos auf meine Neigung an, so ließe ich Rudolph und Bertha ihr jeziges Glück noch so lange ruhig genüßen, als es nach dem Laufe der Natur möglich wäre. Allein schwerlich würden meine Leser damit zufrieden seyn, weil ihnen das ewige Einerlei glücklicher Liebe zu langweilig vorkommen möchte. Ich fürchte, viele von ihnen werden jezt schon unwil-

lig seyn, daß bis hieher in dieser Geschichte noch so wenig Blut vergossen, noch gar nicht gemordet, noch kein Turnier gehalten, noch kein Mädchen entführt und genothzüchtiget worden, und die höllischen Geister sich auch so selten sehen lassen, als ob sie befürchteten von unsern Tintenfässern — nach der bekannten Manier des herzhaften Doktor Luthers empfangen zu werden. Leider ist dieser Unwille zum Theil gegründet. Ich habe aber, wegen der Ströme Bluts, die in unsern Zeiten, größtentheils aus Despotismus und Eroberungssucht vergossen, wegen der Tausenden von Menschen, die in ungerechten Kriegen gemordet worden, einen solchen Widerwillen gegen dergleichen Auftritte bekommen, daß ich mich deren Beschreibung nicht gerne unterziehe. Auch befürchte ich, die Mordlust die bis jezt nur vorzüglich bei der Klasse von Menschen anzutreffen ist, welche die höchsten Stellen im Staate bekleidet, würde dadurch auch in die übrigen Stände verbreitet werden; wofür uns der Himmel behüten wolle. — Was aber die Geister anbetrift, so versichere ich, daß sie auch — obgleich ihrer Natur nach, unsichtbar — da mitwirken, wo meine Leser sie nicht immer bemerken; vermuthlich weil sie keine Sonntags-

kinder sind, und also zum Geistersehen nicht taugen.

Um indeß meine Leser nicht eher zu verlieren, bis ich die Geschichte unsers Helden zu Ende gebracht habe, werde ich mich in der Zukunft schon mehr nach ihren Forderungen bequemen, als es bis jezt geschehen ist. Sie haben ja bis hieher schon manches gelesen, was mich mehr interessirte als sie, warum sollte ich also nicht — damit wir uns nur am Ende als gute Freunde verlassen — auch manches schreiben, was blos ihrentwegen geschieht. Zum Beweise meiner Bereitwilligkeit meinen Lesern auf alle nur mögliche Art gefällig zu seyn, werde ich auch so gleich die Trennung Rudolphs von seiner Bertha veranstalten. Es bleibt freilich immer eine kleine Grausamkeit, die ich mir nicht zu verantworten getraue. Mögen es also meine Leser thun, die mich dazu verleitet.

II.

Der Ort, an welchem wir den Gegenstand unserer ersten Liebe kennen gelernt, bleibt uns, so lange wir leben, interessant; wir mögen nachher in unserer Liebe glücklich oder unglücklich gewesen seyn, die geliebte Person mag in der Folge unsern

Erwartungen entsprechen, oder sie getäuscht haben. — Ist sie von uns getrennt, oder liegt sie vielleicht schon fern von uns im Grabe, und wir sehen ihn dann wieder den Ort, an dem wir sie zum erstenmale sahn, zum erstenmale ihre Stimme hörten, zum erstenmale ihr unschuldiges liebevolles Auge erblickten, sie, bei deren Anblick das neue, süße Gefühl der aufkeimenden Liebe unser Herz mit nie empfundener Wonne durchströmte, sie, an deren Seite wir allein ein glückliches Leben — wie es die unerfahrne Jugend träumt — zu durchleben hofften — o dann weihen wir, auch wohl noch im spätern Alter, und reicher an mannigfaltigen Erfahrungen, diesem Orte, dem an ihm in uns erwachten seeligen Gefühlen, und der nun von uns auf immer getrennten Geliebten, eine herzliche Thräne. Nie, — hier fühlen wir es nur zu sehr — nie können wir das mehr empfinden, was wir damals empfanden.

Irrten wir uns in der geliebten Person — ein Fall, der leider! nur zu oft eintrift — dann freilich ist uns an dem Orte, an welchem wir sie zuerst gewahr wurden, anders zu Muthe; aber gleichgültig, kalt bleiben wir doch nicht. Wir fliehen ihn entweder mit Unmuth, oder machen dem Unwillen über die Täuschungen der Liebe durch Klagen Luft.

Sind wir aber so glücklich mit dem geliebten Gegenstande noch in der reitzenden Blüthe der Empfindungen diesen Ort besuchen zu können, dann! dann dünkt er uns köstlicher als irgend ein Ort der Erde, köstlicher als ein Platz im Paradiese, köstlicher als eine Stelle in Elysiums Blumenauen. Hier wünschen wir uns dann Hütten zu bauen, hier das Glück unserer Liebe und jede andere Freude des Lebens. Denn hier stellen wir uns ihren Genuß erhöhter und reizender vor; hier glauben wir ihn über alle Störung, über alle Macht der Menschen und des Schicksals erhaben.

Natürlich war es daher wohl, daß auch Rudolph und Bertha sich vornahmen, an dem heutigen Tage, dem lezten ihres ungestörten Beysammenseyns, — denn morgen schon sollte Wilibald gewiß zurückkommen — nach dem Platze zu gehen, an welchem sie sich, auf eine so rühmliche Weise für Rudolphen gefunden hatten. Sie machten sich Nachmittag dahin. Zwar drohte ihnen ein aufsteigendes Gewitter, allein, weil sie es wünschten, so hofften sie auch, es werde sich verziehen. Und ohne weiter darauf zu merken, sezten sie ihren Weg fort. Sie kamen glücklich an den bestimmten

ten nicht weit entlegenen Ort, und empfanden an ihm alles, was wir in gleicher Lage, und mit gleicher Empfindungsfähigkeit gewiß auch empfunden hätten. Sie freuten sich herzlich der hier überstandenen Gefahren. Bertha lohnte Rudolphen seinen tapfern Schutz, und seine erhaltenen Wunden mit manchem herzlichen Kusse. Dann schworen sie sich hier von neuem ewige, zärtliche Liebe, besiegelten ihre Schwüre mit feurigen Küssen, kurz: thaten alles, was wir an ihrer Stelle auch gethan hätten, wäre ihre Empfindung die unsrige gewesen.

Bertha äußerte, weil es noch ziemlich weit von Abend war, den Wunsch noch weiter nach der Gegend hinzugehen, aus welcher er ihr zu Hülfe gekommen, und die Höle zu besehen, in welcher er damals übernachtet hatte. Rudolphen machte es viel Vergnügen, seine Bertha dahin begleiten zu können, weil er dort, in der Vergleichung seines vorigen und jezigen Zustandes, die Vorzüge des leztern deste anschauender und stärker zu empfinden hofte.

Unter süßem Geschwätz der Liebe, unaufmerksam auf alles, was um sie her vorgieng, legten sie auch diesen Weg zurück. Sie hatten ihn

aber

noch nicht völlig geendigt, als das Gewitter, das schon bei ihrem Ausgange am Himmel stand, dessen Annäherung sie aber nicht bemerkt hatten, über ihnen war, und ein heftiger Regen herunterstürzte. Glücklicher Weise waren sie nur noch einige Schritte von der Höle entfernt, nach welcher sie hinwollten. Es blieb ihnen nun kein anderer Ausweg übrig, als in derselben so lange Schutz zu suchen, bis das Wetter vorüber wäre. Gemüthig ergaben sie sich in ihr Schicksal, als sie sahen, daß es nicht zu ändern war. Ihnen war ja jeder Ort gleich, an welchem sie nur ihren Empfindungen freyen Lauf lassen konnten. Daß ihnen aber diese Empfindungen selbst je gefährlicher, als etwas anders werden könnten, daran dachten sie nicht einmal. So groß war ihr Zutrauen auf sich selbst und auf einander. — Uns aber wird dies vermuthlich anders scheinen. — Was kann für junge, unerfahrne Liebende, die es noch nicht wissen, wie beinahe unwiderstehlich ein Schritt zu dem andern führt, wie, gleich der steigenden Geschwindigkeit einer fallenden Last, sich diese Schritte immer schneller folgen, je weiter sie führen! was kann, sage ich, für solche junge unerfahrne Liebende, die noch überdem den von ihnen unbemerkten arglistigen Verführungen höllischer Geister ausgesezt sind, gefährli-

licher seyn, als an einem abgelegenen Orte eingehüllt in nächtliche Dunkelheit, gewiß ihrer bevorstehenden nahen Trennung, zusammen zu seyn. Mag ihr Herz noch so rein, ihre Liebe noch so unschuldig seyn, wie leicht erwachen nicht die Begierden, besiegen die kalte Vernunft, und lähmen die Kraft zum Widerstande. Es ist so süß sich zu lieben, so süß sich ganz dem Gefühle, welches Liebe, besonders die erste, einflößt, zu überlassen, daß wir dabei keine Gefahr ahnden; aber eben deshalb auch um so weniger im Stande sind, ihren reitzenden Versuchungen zu widerstehen. Gute Seelen! wenn euch hier kein Wunder rettet — und ihr seyd ja wohl eines Wunders eben so werth, als so viele andere, um derentwillen sie geschehen seyn sollen — so ist, wieder eurem Willen eure Unschuld — wenn gleich nicht der Gesinnungen, so doch der Handlungen — verlohren; so ist morgen eure reitzende Unbefangenheit, euer Muth euch einander frey ins Auge zu blicken, dahin; so ist die zarte Blüthe eurer Empfindungen, von dem versengenden Hauche der Begierde verwelkt, und eine quälende Leidenschaft tritt an die Stelle der schuldlosen Gefühle der reinsten Liebe.

## III.

Rudolph und Bertha hatten sich in der Höle neben einander gesetzt. Das Glück ihrer Liebe und ihres künftigen Lebens waren natürlicher Weise der Inhalt ihrer Gedanken und Gespräche. Sie mahlten sich dies so schön, so in einzelnen Scenen aus; sie stellten es sich so reitzend vor, wie sie künftig, durch nichts getrennt, von allen Hindernissen befreyt, jede Stunde nur den süßen Empfindungen der Liebe, mehr als es jezt geschehen könne, würden nachhängen können. Sie wurden von diesen Aussichten so begeistert, daß sie die Zukunft mit der Gegenwart verwechselten, daß sie schon jezt so zärtlich, so vertraut thaten, als ob sie durch eine vorhergegangene gesetzmäßige Verbindung dazu berechtigt wären. Im Uebermaaß ihrer Gefühle schlossen sie einander in die Arme. Jede nähere Berührung vermehrte und verstärkte ihre Empfindungen. Rudolphs Gesicht verirrte sich von Berthas Munde, auf Berthas Busen, der gewandlos, zum erstenmale von männlichen Lippen geküßt, gehoben vom Gefühl der innigsten Liebe, ihm entgegen bebte. — Bertha war zu schwach zu widerstehen. — Bester Rudolph! war alles, was sie mit bebender Stimme hervorbringen konnte. Du bist

mein!

mein! rief Rudolph, drückte sie heftiger an sich, und küßte feuriger ihren hochaufwallenden Busen. Dein! Dein! antwortete sie zärtlich. — Ungewohnte, dahinreißende Empfindungen bemächtigten sich beider. Sie hatten für nichts in der Welt Gedanken und Gefühle, als für sich und ihre Liebe. Ihre Furchtsamkeit war durch die Gluth, welche ihre Adern durchströmte, überwunden — noch ein Schritt — und sie sind verlohren.

Schon war ihre Kraft dahin, diesem Schritte zu widerstehen, als ein heftiger naher Donnerschlag, sie aus dem süßen Taumel aufschreckte, und zum Bewußtseyn ihrer selbst brachte. Schnell fuhr Rudolph aus Bertha's Armen: beide stürzten ohne zu wissen, was sie thaten, aus der Höle — und sahen mit Schrecken einen Baum, der nahe am Eingange der Höle stand, von dem gehörten Donner zersplittert, und in Flammen; Sprachlos und mit klopfendem Herzen standen sie an dem zerschlagenen Baum; aber noch hatten sie nicht Muth genug einander ins Auge zu sehen. Der Gedanke an die Gefahr, in welcher vor wenig Augenblicken ihre Unschuld und ihr Leben gewesen war, die wunderbare Errettung aus derselben, und so viele

andere Empfindungen, die Schlag auf Schlag ihre Seelen durchblitzten, sezten sie außer Stande, irgend einem Gedanken nachzuhängen, und ihre Gefühle durch Worte auszudrücken.

Der brennende Baum ward bald durch den herabstürzenden Regen gelöscht. Das Gewitter hörte auf. Der Regen legte sich, und der Mond dämmerte schon wieder zwischen den sich verziehenden, und immer dünnerwerdenden Wolken hervor. Da sagte endlich Bertha: Laß uns jezt nach Hause eilen, lieber Rudolph. Man wird längst um unser Ausbleiben bekümmert seyn. Jezt haben wir wohl weiter keine Gefahr zu befürchten. Rudolph nahm Berthas Hand, und machte sich mit ihr, ohne ein Wort antworten zu können, auf den Weg.

Unterweges sprachen sie äußerst wenig, und nur von gleichgültigen Dingen. Ihre Liebe erwähnten sie mit keinem Worte. Nicht als ob sie dieselbe weniger als sonst empfunden, denn so geschwinde läßt sich eine so heftige Leidenschaft wohl nicht dämpfen — sondern weil sie nun einsahen, wohin dieselbe führen könne, wenn sie sich ihr sorglos überließen; und aus Schaam — die der Unschuld eigen ist, um nicht an den Fehltritt

tritt zu gedenken, welchen zu begehen, sie im Begriff gewesen waren.

In ihrem Innern hatte dieser Vorfall ein Feuer angezündet, das sie nicht anders, als auf Kosten ihrer Tugend löschen konnten, — dies aber wissentlich zu thun, verabscheueten ihre der Tugend ergebene Herzen — das aber, wenn es ungelöscht blieb, sie zu verzehren drohte. Sie tadelten sich selbst wegen dieser Empfindungen, aber ihre Stärke verlohr sich nicht.

So mit sich selbst kämpfend, kamen sie endlich nach Hause. Rudolph drückte noch einen feurigen Kuß auf Bertha's glühende Wangen, und Bertha konnte sich nur mit Mühe der eben so feurigen Erwiderung desselben enthalten. Schlaf wohl, beste Bertha! Schlaf wohl, lieber Rudolph! das war alles, was Beide sprechen konnten. Beide begaben sich in ihre Zimmer und schliefen, von der Heftigkeit ihrer Empfindungen ermattet, noch ganz betäubt von dem außerordentlichen Vorfalle, ruhig bis zum nächsten Morgen.

## IV.

So sehr die vorigen Tage Rudolph und Bertha, da ihre Liebe noch rein war

mit

mit dem frühesten Morgenlichte eilten, sich so bald als möglich zusammen zu finden, so sehr zögerten sie jezt, da sich bereits gröbere sinnlichere Begierde in ihre Liebe gemischt hatte, einander zu sehen. Zwar wünschten sie jezt eben so heftig bei einander zu seyn, aber ihre Vernunft sagte es ihnen zu deutlich, daß ihre Liebe nicht mehr so unschuldig wäre, wie sonst — und daher ihre Zögerung. Bei Personen, die durch schaamlose Handlungen, schon längst alle Schaam aus ihrem Herzen vertilgt gehabt, wäre es freylich anders gewesen. Diese hätten für die innere Stimme der Vernunft kein Ohr mehr gehabt, durch die nie geachteten Vorwürfe, wäre es längst verdickt worden; sie hätten blos auf die Stimme der Sinnlichkeit gehört, und wären nur ihr gefolgt.

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, fanden sich endlich unsre Liebenden, als jeder für sich einen Spaziergang im Garten machte. Ihre Augen glänzten zwar noch von demselben Feuer, welches sonst aus ihnen geschimmert hatte — aber ihr ganzes Betragen hatte sich geändert. Der Ton ihrer Stimme hatte nicht die ehemalige Festigkeit, die allein das Bewußtseyn einer gänzlichen Unschuld giebt. Ihr ganzes Benehmen gegen einander

war

war abgemessener. Rudolph wollte zwar sich auch jezt, wie sonst, ganz seinen jedesmaligen Empfindungen gemäß, gegen Bertha betragen; aber durch jeden heftigen Ausdruck, den ihm seine Leidenschaft eingab, durch jede Vertraulichkeit fürchtete er sich sie zu beleidigen. Bertha hingegen, auf welche der gestrige Vorfall einen noch tiefern Eindruck gemacht hatte, war sehr bemüht gegen Rudolph gefällig zu seyn, aber doch stets in Furcht, ihre Empfindungen zu sehr zu verrathen, sie durch die Würde, die den Edeln ihres Geschlechts zukommt, zu erniedrigen, und Rudolphen zu mehrerer Vertraulichkeit zu verleiten, als sie ihm, nach der gestern gemachten Erfahrung, erlauben konnte. Vermöge der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Gabe, sich mehr zu fassen und die Stärke der Empfindungen zu verbergen, war sie auch früher, als Rudolph, im Stande, ein anhaltendes Gespräch anzufangen, aus welchem ich Folgendes mittheile:

Bertha. Wie sehr freue ich mich heute meinen geliebten Vater wieder zusehen!

Rudolph. Und wie sehr wird er erfreut seyn, wenn er hören wird, daß seine geliebte

Ber-

Bertha gestern einer so nahen Gefahr glücklich entgangen?

Bertha. Freilich! wäre dies nicht geschehen, wie hätte ich ihm je wieder so froh, so heiter, als sonst, ins Auge sehen können?

Rudolph. Ich meine das nicht, liebe Bertha. Ich denke, wie dein Vater erschrocken, wie trostlos er gewesen seyn würde, wenn der Blitz der gestern so nahe bei uns einschlug, dich getroffen hätte.

Bertha. War dies etwa die größte Gefahr, in der wir uns befanden? — Glaubst du nicht, daß es meinem Vater noch schmerzhafter würde gewesen seyn, wenn — — du weißt was ich sagen will.

Und da wir einmal von diesem, jezt gewiß uns beiden sehr unangenehmen Auftritte zu sprechen angefangen, so laß uns frey darüber reden! — Lieber Rudolph! wir haben uns Beide in uns selbst geirrt. Wir waren zu sorglos, und machten daher nicht von allen unsern Kräften Gebrauch dem Bösen zu widerstehen. Ich weiß gewiß, du liebst die Tugend zu sehr, als daß du

irgend eine ihrer Vorschriften wissentlich übertreten solltest. Aber auch Unachtsamkeit kann, wie du gesehen, zu Fehltritten verleiten. — Laß uns Gott danken, daß wir nicht so tief gesunken sind, als wir ohne seine Dazwischenkunft gewiß gesunken wären. Denn unstreitig war es sein Werk, daß wir auf eine so wunderbare Art von einem Schritte zurückgehalten wurden, der uns Unschuld und Ruhe des Herzens geraubt hätte. — Laß uns nun aber auch das Vergangene für die Zukunft benutzen. Sollten wir etwa noch länger zusammen bleiben, so müssen wir alles vermeiden, was uns zu ähnlichen Fehltritten verleiten könnte. So fest auch jezt unser Vorsatz seyn mag, es nie mehr dazu kommen zu lassen, so sind wir doch nicht dafür sicher, wenn wir fortfahren, so sorglos zu seyn, wie bishero. — Um uns ganz dafür in Sicherheit zu stellen, so sey jede Vertraulichkeit, die sich noch jezt nicht für uns ziemt, ferne von uns. Wie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, sey auch in Zukunft unser Betragen. Selbst jede vertrauliche Benennung unterbleibe. Denn wer auf einem abschüssigen Pfade, welcher in einen Abgrund führt, nicht stehen bleiben kann, wenn er will, muß auch nicht einen einzigen Schritt auf demselben thun. — Unser Verhalten kann ja doch

auf-

aufrichtig, offenherzig, freundschaftlich, ja so gar liebevoll gegen einander seyn, ohne die Grenzen des Wohlstandes — die, wie du nun wohl glauben wirst, so beschwerlich sie auch unsern Empfindungen sind, doch auch ihr Gutes haben, — zu überschreiten. Unsere Liebe wird darunter nichts leiden; vielmehr wird die gröbere Achtung, die wir durch ein solches Betragen einander beweisen, dieselbe erhöhen und verfeinern. Und nun genug davon, edler Ritter! Des gestrigen Auftrittes werde von nun an nicht mehr zwischen uns gedacht. Unsere gegenseitige Achtung könnte leicht darunter leiden. Unser künftiges Betrgen zeige, daß wir derselben noch würdig sind.

Rudolph fand die Beobachtung der Vorschriften, welche Bertha ihm und sich selbst auflegte, zwar sehr schwer, allein er sahe auch ein, daß sie nothwendig wären, wenn sie sich ferner ohne Vorwürfe lieben sollten. Er versprach daher die pünktlichste Befolgung derselben.

Wenn ihr mir nur eine Liebe nicht entzieht, liebe Bertha, sagte er, so will ich gerne, gerne alles thun, was euch gut dünkt. Nie soll

wein Betragen euch Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir geben. — Eure Hand, liebe Bertha, zum Beweise eurer fortdaurenden Liebe.

Bertha gab sie ihm mit einem Blick, der Liebe gegen Rudolph und Gefühl ihrer Würde gleich stark ausdrückte.

Rudolph küßte sie herzlich, aber eingedenk des geschlossenen Bundes, wagte er nicht, — so schwer es ihm auch wurde sich dies zu versagen, — einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

Durch das Bündniß welches wir Bertha und Rudolph jezt schließen gesehen, zu welchem von beiden Theilen gewiß viel Ueberwindung erfordert wurde, denke ich, haben sie ihren gestrigen Fehler wieder gut gemacht, und die Verzeihung aller meiner, auch der strengsten Leser verdient.

Schöne Seelen können zwar auch fehlen, aber durch ihr Verhalten nach ihren kleinen Vergehungen, machen sie sich auch gewiß der aufrichtigsten Hochachtung noch würdiger, als sie es vorher waren. Nur der, der nie die Reitze

ähn-

ähnlicher Versuchungen aus Erfahrungen kennen gelernt, oder der, welcher durch harte Urtheile über die Fehler seiner Mitbrüder, ihren Blick von seinen größern Lastern abziehen will, kann sie verdammen. Aber der Freund der Tugend, welcher Erfahrung, Menschenkenntniß und Menschenliebe besitzt, urtheilt anders. Er verzeiht fehlerhafte Handlungen, wenn nur die Gesinnung unverdorben bleibt.

V.

Nach einigen Stunden kam der alte Wilibald, wie er es versprochen, am heutigen Tage von seiner Reise zurück. Er hatte seine Geschäfte glücklich geendigt, und trat daher mit einer heitern Stirne in seine Wohnung und zu seiner Bertha. Bertha war gewiß nicht weniger erfreut, ihren geliebten alten Vater wieder in ihre Arme zu schließen, und die süße Sorge für seine Bequemlichkeit, Unterhaltung und Zufriedenheit zu übernehmen. Und nach dem lezten Gespräch mit Rudolph konnte sie es wieder mit der ehemaligen Heiterkeit und Ruhe des Herzens thun. Wilibalden schien die Gegenwart eines jungen Ritters, den er gar nicht kannte, und dem Bertha doch als einem alten Freunde begegnete, zwar etwas zu befremden;

allein er setzte zuviel Zutrauen in seine Tochter, als daß er das geringste Mißtrauen hätte hegen, oder das geringste Mißvergnügen merken lassen sollen. Er erwartete es also ganz geruhig, bis Bertha selbst ihm das Räthsel lösen würde, und das geschah denn auch, sobald sie in Ruhe waren.

Bertha erzählte ihrem Vater umständlich, wie ihr von Hildebrand nachgestellt worden, wie er Gewalt hätte brauchen wollen, sie in seine Gewalt zu bekommen; wie auf ihr Geschrey um Hülfe sich Rudolph ihrer so tapfer und edelmüthig angenommen; wie er dabei verwundet worden, wie er sich habe erbitten lassen, in Wilibald's Schlosse für die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu sorgen; und so alles übrige, was wir schon eben so gut und noch besser wissen. Denn in Rudolphs Gegenwart alles zu erzählen, war ihr nicht möglich, so gewiß sie es auch gethan hätte, wäre sie mit ihrem Vater allein gewesen. Von der zwischen ihr und Rudolphen entstandenen Liebe erwähnte sie also nichts. Wilibald's wegen war es auch nicht nöthig. Denn er hatte zu viel Erfahrung und Menschenkenntniß, als daß er nicht die Empfindungen, welche beide für ein-

ander hatten, in dem Enthusiasmus, mit welchem Bertha von Rudolph sprach, in der Schüchternheit und Verlegenheit Rudolphs und in den zärtlichen Blicken, welche beide einander zuwarfen, hätte gewahr werden sollen. Er ließ sich aber nichts davon merken, weil er wünschte und hoffete, daß einer von Beiden selbst ihm das Geständniß thun sollte.

So groß seine Freude über die Errettung seiner Bertha war, so herzlich und aufrichtig war auch der Dank, den er Rudolphen für seine Hülfe abstattete. Er versicherte ihm, daß er sehr gerne alles für ihn thun würde, wodurch er ihm wieder dienen könnte. Und Wilibald war der Mann, der nie etwas versprach, was er nicht nach allen seinen Kräften zu erfüllen gesonnen war.

Ich würde euch zwar, edler Ritter, fuhr Wilibald fort, noch ehe ich euch meine Dankbarkeit thätig hätte beweisen können, um einen neuen Dienst ersucht haben, wenn mir nicht die Hand des allesregierenden Rächers im Himmel in der Bestrafung des nichtswürdigen Hildebrands, und zwar durch mich, ohne daß ich es wußte, wie sehr er es auch um mich verdient,

dient, zu vorgekommen wäre. Allein jezt haben wir von seinen Bubenstücken nichts mehr zu befürchten. Er ist meiner Rache schon entgangen. Seine schwarze Seele ist schon an dem Orte, wo sie die gerechte Strafe ihrer Laster leidet.

Bertha und Rudolph erstaunten, weil sie von dem Allen noch nichts gehört hatten. Wilibald sagte daher.

Meine Aussage ist völlig gegründet; denn ich selbst bin nicht nur Zuschauer, sondern auch ein Haupttheilnehmer dieses schauderhaften Auftrittes gewesen. Hört mich nur an. Ich ritt gestern, ohngefähr eine halbe Meile von Hildebrands Schlosse, in Gesellschaft meines Freundes, des Ritters Walther von Eddenburg, als uns ein blutig geschlagener Fremdling begegnete, der sich schon von weitem vor uns niederwarf, und uns bei unserer Rittersehre und Ritterspflicht beschwor, ihm Hülfe zu gewähren, und zwar die schleunigste Hülfe, weil der geringste Verzug, die Unschuld seiner einzigen geliebten Tochter in Gefahr bringen könne. Wir versprachen ihm dieselbe, wie es unsere Pflicht war, nur sollte er uns bestimmter

sa-

sagen, was ihm geschehen wäre, damit wir wüßten, wie wir ihm helfen könnten. Und da erzählte er uns folgende Geschichte, deren Wahrheit uns der Ton seiner Stimme, und das Blut, das seinen Wunden entquoll, verbürgte:

Vor wenig Minuten zog ich mit meiner Tochter in Geschäften ruhig die Straße herunter, als uns ein unbekannter Ritter begegnete. Er ließ sich mit uns in ein vertrauliches Gespräch ein, und da er sah, daß meine Tochter von der Reise zu Fuß ermüdet war, stieg er von seinem Pferde, und bot es ihr an. Er sagte, er wäre gesonnen, sie mit mir eine Strecke zu Fuße zu begleiten, um sich desto besser mit mir unterhalten zu können. Sie willigte endlich darein, und auch ich hatte nichts darwieder, weil ich gar nicht daran dachte, daß der Ritter etwas Arges im Schilde führe. Als wir aber eine Weile auf diese Art unsern Weg zusammen gemacht, schwang sich der Ritter plötzlich neben meiner Tochter aufs Pferd; und ritt mit ihr davon, indem er triumphirend ausrief: Nun habe ich dich gefangen. Ich lief, da ich dies hörte, ihm zwar nach, um meine Tochter wieder zu befreyen, allein der Ritter zog sein Schwerdt, und schlug einige Male nach mir, welches meine blutenden Wunden beweisen.

Wir

Wir merkten gleich, daß diese Schandthat von Niemanden anders als von Hildebrand, der als ein Mädchenräuber bekannt ist, herrühren konnte, und ritten also eiligst durch einen Nebenweg nach der Straße, wo wir ihm noch zu begegnen hofften. Dies geschah auch, und schon von Ferne hörten wir das Geschrey des Mädchens. Wir ritten näher, und forderten ihn auf, seinen ungerechten Raub fahren zu lassen, und dem gekränkten, gemißhandelten Vater sein Kind gutwillig wieder zu geben. Er fragte höhnisch: ob wir sie etwa für uns selbst befreyen wollten? Wäre dies, so wolle er sie uns nach einigen Wochen freywillig zuschicken. Wollten wir aber diesen billigen Vorschlag nicht annehmen; so sey er bereit, seine gerechte Beute mit seinem Schwerdte zu vertheidigen. Als wir sahen, daß Vorstellungen bei ihm nichts verschlugen, so drangen wir mit Gewalt auf ihn ein. Er konnte sich nicht bequem vertheidigen, weil er mit dem linken Arm das Mädchen fest hielt, welches sich immer von ihm los machen wollte. Ich war endlich so glücklich, ihm einen Hieb am Halse beizubringen. Er stürzte vom Pferde, und konnte nur noch einige Verwünschungen stammeln. Sein Blut strömte aus der erhaltenen Wunde, und mit ihm entfloh

floh auch seine schwarze Seele. Das befreyte Mädchen brachten wir dem bekümmerten Vater zurück. Wunderbar sind die Wege der Vorsehung, die just mich zu seiner Bestrafung ersehen, mich, an dem er sich auf die nemliche Art versündigen wollte, als das Bubenstück war, bei welchem er seinen längst verdienten Lohn empfieng.

Bertha war innigst gerührt über diesen Vorfall, und so sehr sie auch Hildebrandten verabscheut hatte, so entfielen ihr doch einige Thränen, über das schreckliche Schicksal, dem er nun entgegen gegangen wäre, und das er, wie sie mit allem Rechte glaubte, auch um seines Verhaltens gegen sie verdient hätte.

Rudolph war froh, von einem so gefährlichen Nebenbuhler befreyt zu seyn, der es bei einem längern Leben, doch noch wohl mit größerer Macht hätte versuchen können, ihm seine Bertha, und mit ihr, das größte Glück seines Lebens zu rauben.

## VI.

Des Abends mußte Rudolph dem alten Wilibald seine Geschichte erzählen, an welcher

er

er sehr vielen Antheil nahm, weil ihm die Hauptpersonen zum Theil persönlich bekannt waren. Er freute sich herzlich, da er Rudolphs Begierde sahe, die seiner Familie angethane Schmach zu rächen, und sie aus ihrer jezigen traurigen Lage in eine bessere zu versetzen. Er versprach ihm seinen und seiner Freunde thätigsten Beistand, und flößte ihm Hofnung auf die glücklichste Ausführung seines vorhabenden Werkes ein. Seyfried, sagte er, wird täglich mehr verabscheuet; denn täglich steigt sein Trotz, sein Uebermuth, seine Ungerechtigkeit und die Anzahl der von ihm Beleidigten. Gehen wir also nur klug und vorsichtig zu Werke, so kann es uns an Hülfe und Beistand nicht fehlen.

Aber, Ritter! ich bin euch Dank, recht großen Dank schuldig, und diese Schuld möchte ich euch bei dieser Gelegenheit gerne abtragen. Ich danke daher ihr überließt mir die Sorge die Zahl eurer Helfer und Freunde zu vermehren. Ich thue diese Bitte an euch zu eurem und der Eurigen Besten. Hört meine Gründe, und ich hoffe, ihr werdet mir recht geben.

Ihr seyd hier in dieser Gegend, und überhaupt im ganzen Lande gänzlich unbekannt. Ihr

kennt

kennt weder Gegenden noch Personen. Ihr wißt nicht, wer Seyfrieds Freund oder Feind sey. Wie leicht könnte also euer Vorhaben — wenn ihr es einem der letztern entdecktet — verrathen und vereitelt werden. Ihr selbst könntet auf diese Art durch Hinterlist in Seyfrieds Gewalt kommen. — Schon eure Person würde Aufsehen erregen. Ihr seyd Niemanden bekannt. — Dies schon würde Aufmerksamkeit, unnöthiges Nachfragen und Verdacht erwecken. Ich halte es daher für besser, ihr hieltet euch hier auf meinem Schlosse verborgen, und ich suchte unterdeß alle nöthigen Anstalten zur Befreiung der Eurigen zu treffen. Ich kann dies ohne Gefahr, und ohne Aufsehen zu erregen thun, da man mich kennt, und auch ich weiß, wem ich mich anvertrauen kann. Was dünkt euch zu diesem Vorschlage?

Rudolph bemerkte zwar in seinem Innern etwas, das ihm abrieth diesen Vorschlag anzunehmen; aber auf der andern Seite schienen ihm doch auch Wilibalds Gründe von großem Gewicht. Und sein innigster längst gehegter Wunsch bei seiner Bertha bleiben zu können und doch die Befreiung seiner Familie bewerkstelligt zu sehen, wurde auch durch diesen

Vor-

Vorschlag erfüllt. Dieser Gedanke unterdrückte das Gefühl, das dawider war, und bewog ihn zur Annehmung desselben.

Auch Bertha gab diesem Vorschlage — zwar nicht laut, aber doch innerlich — ihren ganzen Beifall. Denn die Trennung von Rudolph konnte ihr natürlicher Weise nicht anders als unangenehm seyn. Die Gefahr ihn durch dieselbe gänzlich zu verlieren, war auch in der That nicht geringe.

Und wenn denn, fuhr Wilibald fort, die Bestrafung des bösen Seyfrieds und die Befreiung eurer geliebten Familie glücklich gelungen ist, dann kehre ich zu dir zurück, meine Bertha, um den Rest meines Lebens in deiner Gesellschaft und in der Sorge für dein künftiges Glück zuzubringen. Nichts soll mich dann von dir entfernen, als der Tod. Und auch der wird mir leichter seyn, wenn ich weiß, daß du mir die Augen zudrücken wirst. Aber mit noch größerem Vergnügen will ich auch auf diese Freude Verzicht thun, wenn ich dich noch vorher einem edeln Manne übergeben kann, der deines Herzens und deiner Liebe würdig ist. Ich wünschte zwar, daß deine Wohl auf den Sohn meines

Freun-

Freundes Walthers von Eddenburg fiele, denn diesen kenne ich vor allen andern Jünglingen, die ich bis jezt kennen lernte, als einen vernünftigen, ehrliebenden, tapfern und rechtschaffenen jungen Mann; allein mein Wunsch soll keine Vorschrift für dich seyn. Die Wahl deines künftigen Gatten bleibt völlig deiner Neigung und deiner Einsicht überlassen. Doch ich brauche hievon ja nicht weiter zu reden. Ich kenne ja dein Zutrauen zu mir, und bin überzeugt, daß du nie ohne meinen Rath, ein Bündniß schlüßen wirst, von welchem das Glück deines Lebens, für welches ich von deinem ersten Augenblicke gesorgt, und bis zu meinem letzten Odemzuge sorgen werde, abhängt.

Bertha und Rudolph erblaßten

Nach einer kleinen Pause antwortete erstere mit zitternder Stimme:

Daran zu denken, mein Vater, hat es ja noch Zeit. Ich befinde mich ja hier bei dir so wohl, daß ich meinen Zustand nicht zu verändern wünsche. Aber das versichere ich dich, daß der gewiß deines Beifalls würdig seyn wird, den ich mir zum Gatten wünsche. Gewiß werde

de ich keinen andern wählen, als der auch ein rechtschaffener Mann ist.

Wilibald. Das hoffe ich auch. Laß uns also von dieser Angelegenheit schweigen, auf die ich, ich weiß selbst nicht wie, gekommen bin.

Alle drey schwiegen jezt eine Weile. Rudolph, weil er zu schüchtern war, Wilibalden das Bekenntniß seiner Liebe zu Bertha abzulegen; Bertha weil jungfräuliche Schaam sie abhielt, in Gegenwart Rudolphs ihrem Vater das Geständniß ihrer Liebe zu thun; und Wilibald weil er sich an der herzlichen Liebe Beyder — von welcher ihm ihre Verlegenheit ein neuer gültiger Beweis war, ergötzte.

Je länger dies Stillschweigen dauerte, desto gerührter wurde Bertha. Schaamröthe überzog ihre Wangen, ihr Busen bebte, eine Thräne entfiel ihren Augen. Sie konnte sich nicht länger halten, sie stürzte in ihres Vaters Arme und ihre Thränen benezten seine Wangen.

Auch Rudolph warf sich neben sie, und blieb eine Weile in Wilibalds Umarmung, das Gesicht auf dessen Schulter gelehnt. Auch

Wi-

Wilibald's Thränen flossen. Endlich rief er aus: Seyd glücklich meine Kinder! Gott segne das Bündniß eurer Herzen. Wie froh werde ich noch den Rest meiner Tage durchleben, wenn mein Wunsch für euer Glück erfüllt wird.

Nun fand sich auch bei Bertha und Rudolph die Sprache wieder. Ihre ersten Worte waren Ergießungen des innigsten Dankes gegen Wilibald, der ihnen das freywillig gewährte, welches von ihm zu erbitten, es ihnen an Muth fehlte. Würde man dies für einen Mangel an Zutrauen gegen Wilibald halten, so würde man ihnen Unrecht thun. Dies war es gewiß nicht. Es war blos Schüchternheit, die immer mit der ersten Liebe verbunden ist, und die wie ich glaube, darin ihren Grund hat, daß wir befürchten, Andere werden über den Gegenstand unserer Liebe nicht so günstig urtheilen als wir.

Nachdem man noch allerlei gesprochen hatte, was bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, sagte Wilibald.

Was meynst du Bertha, jezt wäre es dir doch wohl auch unangenehm, wenn sich dein

Ru-

Rudolph von dir trennte? wenn er sich in Gefahren begeben sollte, die ihm leicht das Leben kosten könnten? Ich denke, du wirst mir jezt auch wohl für den Vorschlag danken, den ich vorher Rudolphen gethan, und den er auch angenommen.

Bertha. Freylich, lieber Vater, ist es mir sehr lieb, wenn mein Rudolph eine unnöthige Gefahr vermeiden kann. Forderte es aber die Pflicht, von ihm sich in Gefahr zu begeben, so würde ich ihn auch, obgleich mit traurigem Herzen und thränenden Augen von mir lassen.

Wilibald. So recht meine Tochter! Diese Gesinnungen freuen mich. Ich habe sie aber auch von dir erwartet. — Jezt ist es mir aber lieb, daß Rudolphs Pflicht nicht darunter leidet, wenn er hier bleibt, weil sie ohne seine Mitwirkung, eben so gut, ja noch besser erfüllt werden kann. Und für Mangel an Muth wird man ihm sein Zurückbleiben doch wohl nicht auslegen?

Bertha. Dann kann ich ja das Gegentheil aus dem Vorfall beweisen, bei welchem er sich meiner so muthig angenommen.

Ru-

Rudolph. Aber dies, mein Vater — denn von nun an erlaubt mir, euch so zu nennen, da ich euch als solchen verehre — müßt ihr mir erlauben, daß wenn alle Anstalten zur Bestrafung Seyfrieds und zur Befreyung meiner Eltern getroffen sind, ich mich bei ihrer Ausführung thätig beweisen darf. Denn ich müßte mich des Genusses der Glückseligkeit, die ich unterdessen hier genösse, nie würdig fühlen, wenn ich da Andere etwas für mich thun ließe, wo ich es eben so gut kann, ja wo vielleicht meine Hülfe beiträgt, daß es desto besser von Statten geht.

Wilibald. Dein Verlangen, mein Sohn! ist gerecht! Es soll erfüllt werden.

Bertha. Auch ich wünsche dies; und fürchte auch keine Gefahr. Meines Rudolphs Sache ist ja gerecht. Gott wird sie ihm schon glücklich ausführen helfen. Gerne würde ich an seiner Seite mit ihm streiten! Da ich aber dies nicht kann, so will ich wenigstens für ihn beten.

Wilibald. Nun noch eins, meine Kinder! So gerne ich auch eure Verbindung bald

vollzogen wünsche, so dächte ich, wäre es doch besser, ihr schöbet sie so lange auf, bis Rudolphs Vorhaben ausgeführt ist. Es wäre doch unbillig, wenn seine Eltern und seine Schwestern, die so lange aller Freuden beraubt gewesen, auch die Freude nicht genießen sollten, Zeugen von der reinen Verbindung ihres Sohnes zu seyn, die, wie ich es hoffe und wünsche, das Glück seines Lebens gründen soll.

Bertha und Rudolph versicherten, daß sie dies Verlangen sehr gerne erfüllen wollten, daß die Freude über ihre Verbindung sehr betrübt seyn würde, wenn sie sich bei ihrem Glücke, die Familie Rudolphs im Unglücke denken müßten u. s. w.

Wilibald. Morgen und die folgenden Tage werde ich mich zu meinen Freunden und den Feinden Seyfrieds begeben. Ich zweifle nicht an ihrer thätigen Unterstützung zu Rudolphs Besten. Du mein Sohn, bleibst hier und erwartest die Ausführung dessen, was wir beschließen werden.

Bertha (heimlich zu Rudolph). Aber übrigens bleibt es bei unserer heutigen Abrede. Die

Ein-

Einwilligung meines Vaters zu unserer künftigen Verbindung muß deinen Unterschied in unserm Betragen machen. Wir müssen jezt vielmehr desto schärfer uns selbst bewachen, da diese Einwilligung uns größere Freyheiten giebt.

Rudolph. Recht liebe Bertha! Ich unterwerfe mich dir aufs Neue. Denn bald, hoffe ich, wird der glückliche Tag kommen, an welchem ich dich ganz die Meinige nennen kann.

## VII.

Freudig über sein künftiges Glück, ergötzt durch die schönen Aussichten, welche ihm dasselbe für sein ganzes Leben gewährte, vorzüglich erfreut über die glücklich gehobene Besorgniß wegen der Trennung von seiner Bertha, lag Rudolph auf seinem Lager, als plötzlich ein Glanz seine Stube erhellte, und der Geist Ottomars vor ihm stand.

Rudolph. Sey mir willkommen, Geist meines geliebten Ottomars! Ohne Zweifel kommst du, mir deine Freude über mein Glück zu bezeugen. Denn gewiß weißt du es schon, daß Bertha, die selbst von dir gelobte Bertha, die Meinige wird und ich mich auch jezt nicht von ihr trennen darf.

Der Geist Ottomars. Ich weiß es, und freue mich darüber. Aber nicht dir diese Freude zu bezeugen, ist die Absicht meiner jezigen Gegenwart bei dir. So sehr ich auch dein Glück wünsche, so lieb es mir auch ist, meine Wünsche für dasselbe erfüllt zu sehen, so liegt mir doch deine Tugend noch mehr am Herzen. Und dich zur Erhaltung derselben zu ermuntern, bin ich zu dir gekommen. Ich sehe dich in Gefahr, dein Glück deiner Tugend vorzuziehen. Und thust du dies, so hörst du auch auf der Glückseligkeit würdig zu seyn. Und wenn du denn auch alles Glück, was du dir nur wünschen kannst, erlangen solltest, so würdest du es doch nicht mit der reinen Freude genüßen, als wenn du dich auf dem Wege der Rechtschaffenheit in den Besitz desselben gesetzt hättest.

Rudolph. Zeige mir, mein Ottomar, diese Gefahr, und ich will sie vermeiden. Ich will mein Leben nicht schonen, ja ich will selbst den über alles gewünschten Besitz meiner Bertha aufopfern, wenn ich sie nicht anders, als mit Verlust meiner Tugend besitzen kann.

Der Geist Ottomars. Dein Eifer für die Erhaltung deiner Tugend freut mich; und nur

dieß, daß er dir wirklich von Herzen geht, daß dein Wille noch unverdorben ist, kann die Fehler deiner Handlungen entschuldigen. Zum Theil sind sie auch Folgen von der Art, wie ich dich erziehen mußte. Deine Empfindungen und Gesinnungen konnte ich zwar auch in der Einsamkeit, in welcher du bei mir lebtest — ausbilden. Aber ich konnte dir nicht so viel Gelegenheit zu ihrer richtigen Anwendung, zu ihrem richtigen Gebrauche verschaffen als ich es wünschte. Und daher komm'ts, daß du jezt, obgleich unvorsätzlich, noch oft Handlungen begehst, die du selbst tadeln wirst, wenn du darüber nachdenkst.

Rudolph. Ich will diesen Tadel meiner selbst nicht scheuen. Ich will meine Fehler ablegen! Ich will mich für neuen hüten! Leite du mich nur, Geist meines Ottomars.

Der Geist Ottomars. Wie sehr war nicht gestern in der Höhle deine Unschuld in Gefahr! Wie leicht hättest du auch Bertha um die ihrige bringen können. — Schon triumphirten eure höllischen Verführer, die diesen Auftritt veranstaltet hatten, schon hielten sie dich und Bertha für ihre sichere Beute.

Rudolph. Aber sollte es wohl möglich gewesen seyn, diesen Fehltritt zu vermeiden?

Der Geist Ottomars. O mein Sohn! hüte dich für den Gedanken, der deine Tugend mehr als alles nachtheilig werden kann; also sey es nicht möglich gewesen, in diesem oder jenem Falle einen Fehler zu vermeiden, oder eine Pflicht zu erfüllen. So bald du einmal weißt: du sollst dies oder jenes thun oder nicht thun, so mußt du auch nicht im geringsten daran zweifeln, ob du es kannst. Denn wie widersprechend wäre es, wenn du etwas solltest, was du nicht könntest. Hättest du z. B. vor dem gestrigen Auftritte auf demselben Fuße mit Bertha gelebt, als sie es heute von dir verlangt hat; hättest du immer daran gedacht, dieser Abrede gemäß, dein Betragen einzurichten, so wärest du nicht in Gefahr gekommen, deiner Unschuld verlustig zu gehen.

Rudolph. Ich sehe meinen Fehler ein, und danke Gott, daß ich so wunderbar aus der Gefahr, die meiner Tugend drohte, befreit wurde.

Der Geist Ottomars. Du hast es auch Ursach! — Aber nur weil du die Gefahr nicht kanntest, in die du dich begeben; nur weil es nicht dein Vorsatz war zu fehlen, wurdest du

aus

aus derselben errettet. Ich sah deine sinkende Tugend. Mich jammerte deiner. Ich bat den Heiligen im Himmel, dich für den gänzlichen Verluste derselben zu schützen. Er hörte meine Bitte und sprach: unvorsätzlich Fehlenden bin ich stets zu helfen bereit. Dann befahl er einem von den Engeln, die seinen Thron umgeben, die donnerschwangern Wolken so zu leiten, daß sie neben dir einschlagen mußten. Er thats und du wurdest gerettest.

Rudolph. Ich erkenne und verehre dankbar den Schutz des Ewigen.

Der Geist Ottomars. Aber vergiß auch nicht seines Ausspruchs: Nur den unvorsätzlich Fehlenden bin ich stets zu helfen bereit.

Rudolph. Nie, gewiß nie werde ich seiner vergessen.

Der Geist Ottomars. Laß dich aber auch nicht verleiten, durch die Hofnung auf himmlischen Beistand, weniger auf dich zu merken, weniger von deinen Kräften Gebrauch zu machen. Denn dadurch würdest du dich dieses

Bei-

Beistandes verlustig machen und dann würde er dir nie mehr zu Theil werden.

Doch genug von dem Vergangenen. Die erlangte Kenntniß der Gefahr wird gewiß künftig in ähnlichen Fällen deine Aufmerksamkeit erwecken, und dein Widerwille gegen alles, was dich von der Rechtschaffenheit entfernen kann, wird dir Kraft geben im Kampfe mit dem Laster zu siegen.

Nur noch einige Worte über deine gegenwärtige Lage, und dein künftiges Verhalten. Denn deshalb bin ich eigentlich zu dir gekommen.

Rudolph. Rede, mein Ottomar! Dein Wunsch sollt mein Wille, dein Verlangen mein Gesetz seyn.

Der Geist Ottomars. So höre denn! — Du kannst nicht hier auf Wilibalds Schlosse und bei Bertha bleiben, während dessen Wilibald sich bemüht, dir Freunde zu verschaffen.

Rudolph. Wie mein Ottomar? Ich sollte nicht bei meiner Bertha bleiben. Ich sollte sie verlassen? O gewiß willst du mir meine Liebe zu ihr und zu meiner Pflicht auf die Probe stellen, um zu sehen, ob meine Liebe zur letztern auch stärker als meine Liebe zur erstern sey?

Der Geist Ottomars. Nein. Denn wenn du, mein Rudolph, nur immer mit Ueberlegung handelst, so weiß ich, daß du zu viel Achtung für deine Menschenwürde hast, als daß du sie aus Gefälligkeit gegen deine Neigungen erniedrigen solltest. Aber eben an dieser Ueberlegung mangelt es dir noch. An ihr fehlte es dir noch heute, da du den gutgemeinten Rath Wilibalds so bald annahmst.

Rudolph. Aber Wilibald hat mir doch so deutlich gezeigt, daß ich meine Absicht weit eher und weit sicherer erreichen könne, wenn ich hier bliebe. War es also nicht meine Pflicht seinen Vorschlag anzunehmen? seinem Rathe zu folgen?

Der Geist Ottomars. So kam es dir damals vor, weil es deinen Neigungen angenehm

genehm war. Denke dich aber hier auf Wilibalds Schlosse, ohne daß du je von Bertha etwas gewußt hättest; würdest du es auch in dem Falle für Recht gehalten haben, hier unthätig zu bleiben, indessen Wilibald sich alle Mühe gegeben hätte, die Befreiung deiner Eltern zu bewirken? Beantworte dir diese Frage ganz aufrichtig und siehe dann, ob dir dein Verhalten nicht in einem ganz andern Lichte erscheinen wird?

Rudolph schwieg eine Weile, dann sagte er schüchtern:

Ich sahe dies mit Beschämung ein, daß ich, ohne vorher gehörig meine Vernunft zu Rathe gezogen zu haben, einen Vorschlag angenommen, der mein Glück und meine Pflicht zu vereinigen schien. Es wäre unrecht, wenn ich bei dem Werke, das meine Hauptsorge seyn soll, unthätig bliebe. Zwar weiß ich nicht, ob meine Bemühungen den erwünschten Erfolg haben werden, allein dies soll mich nicht von der Erfüllung meiner Pflichten abhalten.

Der Geist Ottomars. So bist du wie ich dich wünsche, lieber Rudolph. Es

wird

wird dir zwar an großen Versuchungen zu Uebertretung deiner Pflichten fehlen; es werden dich viele und harte Prüfungen auf dem Wege der Tugend treffen. — Allein sey standhaft. Endlich wirst du doch siegen, und wie ich gewiß glaube, in der Gesellschaft deiner erretteten Familie, und als Gatte der liebenswürdigen Bertha ein glückliches Leben führen.

Rudolph. Was wollte ich bei dieser Aussicht nicht alles wagen!

Der Geist Ottomars. Sollten aber auch deine Hofnungen nicht erfüllt werden, so wirst du doch an Festigkeit in der Tugend gewinnen. Du wirst, im Gefühl deiner erhöheten Menschenwürde, auch ein herzlich gewünschtes Glück entbehren können. — Doch — ich fürchte, wie gesagt, das Mißlingen deiner Bemühungen nicht.

Rudolph. Ich auch nicht, besonders da sich Wilibald so eifrig, so thätig meiner annimmt.

Der Geist Ottomars. Mache dich also gefaßt, lieber Rudolph, morgen früh deine

ne Reise anzutreten. Es wird dir schwer werden. Ich weis es, und kann es dir in deiner Lage nicht verdenken. Aber denke auch, wie süß dir einst der Genuß deines schwer erkauften Glückes seyn wird. Meiner ununterbrochenen Fürsorge für dich kannst du versichert seyn, eben so wie meines Beistandes, wo es dir ohnmöglich ist, dir selbst zu helfen. Aber bedenke, daß es dir rühmlicher ist, wenn du meines Rathes, meiner Erinnerungen nicht bedarfst, wenn du dein eigener Führer seyn kannst.

Reise glücklich, mein Geliebter! Und möchte ich dich nicht eher wiedersehen dürfen, bis du am Ziele deiner Hofnungen bist!

Der Geist Ottomars verschwand, und ließ Rudolph mit dem festen Vorsatz zurück, alles zu dulden, alles aufzuopfern, alles zu thun, was die Erfüllung seiner Pflicht ihm zu dulden, aufzuopfern und zu thun nothwendig machen würde.

## VIII.

Mit eben dem edeln Vorsatz, welchen Rudolph am Schlusse seiner Unterredung mit dem Geiste Ottomars gefaßt hatte, stand er auch

am

am andern Morgen auf. Als aber Bertha in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit vor ihm stand, da fühlte er erst, wie schwer es seyn würde, ihn auszuführen. Und als er bei seiner Erzählung von Ottomars Erscheinung und seinem Verlangen eine Thräne in ihrem liebevollen Auge sahe, da fühlte er ganz die Größe der Aufopferung, welche seine Pflicht von ihm forderte. Indessen von der Rechtmäßigkeit des Verlangens von Ottomar überzeugt, wagte es weder er noch Bertha, eine Abänderung desselben laut zu wünschen.

Auch Wilibald machte keine Einwendungen, obgleich es ihm anzusehen war, wie sehr es ihn schmerze, den künftigen Gatten seiner geliebten Tochter, so vielen Versuchungen und Gefahren, die ihm gewiß bevorstehen würden, ausgesetzt zu sehen.

Gott, sagte er mit gerührter Stimme, setzt dich harten Prüfungen aus, mein Sohn! ein Beweis, daß du sein Liebling bist, daß er in der Zukunft große Dinge durch dich ausführen will. Folge deiner Pflicht — es wird dich nicht gereuen. Ich hoffe, daß wir uns bald glücklich wiedersehen werden. — Um dich aber doch

nicht

nicht ganz dem Zufall zuüberlassen, werde ich dir ein Paar von meinen getreuesten Knechten als Führer und Beschützer mitgeben. Du kannst mir denn doch zuweilen von deinem Aufenthalte und dem Erfolge deiner Bemühungen Nachricht ertheilen lassen. Ich werde unterdessen auch alles für dich thun, was mir möglich seyn wird.

Bertha und Rudolph sprachen den Tag über nur wenig mit einander. Die Schmerzen der Trennung drückten sie beide, desto schwerer, da sie den Tag vorher so ganz der Freude des Zusammenbleibens überlassen hatten. Ihrer wechselseitigen Liebe waren sie zu sehr überzeugt, als daß sie dieselbe durch neue Schwüre hätten bekräftigen sollen.

Früh am andern Morgen schieden sie von einander. Ihre Wehmuth erstickte jedes Wort, das sie sich noch sagen wollten. Eine herzliche Umarmung, bei welcher die Thränen beider flossen, war ihr Abschied. So weit als sie sich noch sehen konnten, sahen sie noch nach einander.

Reise glücklich, lieber Rudolph. Du gehst den härtesten Schlägen des Schicksals entgegen —

aber

aber am Ziele harrt dein Belohnung und Glück.

Alles Gute, was etwa meine Leser, unserm Rudolph wünschen, sey mit ihnen, bis wir uns nächstens wieder zusammen finden, um die fernern Abentheuer unsers Helden zu erfahren.

---

Ende des ersten Theils.

Goe 580 (1)

VD18

ULB Halle
007 659 92X
3

Der

# Geist Ottomars,

oder

## Rudolph von Ruhburgs

Prüfung und Lohn.

---

Altona
bey der Verlagsgesellschaft
1796.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-834201-p0235-2